Drei Christabende.

Roman

aus der Zeit der Befreiungskriege

von

Paul Stein.

Leipzig,
Fr. Ludw. Herbig.
1860.

I.

Der im Jahre 1801 abgeschlossene Friede von Lüneville, den Oestreich, gezwungen durch die kriegerische Macht des ersten Consuls von Frankreich, im Namen des deutschen Reiches unterzeichnen mußte, gab das ganze linke Rheinufer an die französische Republik. Der Thalweg des Rheines wurde somit die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich. Schöne Städte, starke Festungen, freundliche Dörfer und eine weite Strecke der gesegnetsten Fluren ging dadurch unserm Vaterlande verloren, vergrößerte Feindesland und die Macht eines Eroberers, der sich wenige Jahre später mit der Kaiserkrone schmückte.

Napoleons Glücksstern erhob sich immer höher und höher und sandte seine brennenden Strahlen lüstern über ganz Europa hin.

Oestreich lehnte sich in Gemeinschaft mit England dagegen auf, doch mit traurigem Erfolge für Deutschland. Durch den Friedensschluß von Presburg, welcher der Schlacht von Austerlitz und der Uebergabe von Ulm nachfolgte, verlor Oestreich eine große Landesstrecke mit drei Millionen Unterthanen. Die Königskronen, welche Napoleon bei diesem Frieden einigen, ihm verbündeten deutschen Fürsten auf's Haupt setzte, konnten keine Entschädigung bieten für die enger gezogenen Grenzen Deutschlands.

Der fremde, despotische Wille, welcher Staaten zerriß und nach Gutdünken schaltete und waltete, mußte die deutsche Nation tief darnieder drücken.

War es gleichwohl zeitgemäß und nichts weniger als ein Verlust anzusehen, daß das alte deutsche Reich als solches aufhörte, und Franz II. die alte deutsche Kaiserkrone niederlegte, so wollte doch das deutsche Volk diese Reformen nicht von dem Willen eines fremden Eroberers abhängig sehen, sondern sie von den einheimischen Fürsten selbst und den Fortschritten des Zeitgeistes abgeändert wissen, welche längst die alte Reichsverfassung als unhaltbar und überlebt anerkennen mußten. Aber Napoleon warf sich zum Protektor Deutschlands auf und brachte

zu diesem Zwecke den rheinischen Bund zu Stande, dem sich nach und nach die meisten Fürsten Deutschlands anschlossen und ihn als Schirmherrn anerkannten.

Da erhob Preußen, empört durch Druck und Schmach, den kriegerischen Arm gegen Napoleon, allein die unglücklichen Schlachten bei Jena und Friedland raubten ihm sein halbes Reich, und der Friede von Tilsit 1807, in welchem Napoleons Macht gipfelte, verkleinerte Deutschland auf's neue um ein Bedeutendes. Auch Oestreich, das ein Jahr später in Verbindung mit England abermals einen Kampf gegen Napoleons Macht wagte, erlitt neue Niederlagen und mußte sich im Wiener Frieden 1809 viele harte Bedingungen und Verluste gefallen lassen.

Diese vereinzelten Versuche, den gewaltigen Eroberer zu bekämpfen, konnten keine guten Früchte tragen.

Napoleons Macht schien unerschütterlich fest auf Deutschlands Boden begründet, ebenso unangreifbar seine Kaiserwürde, welche er mit allem möglichen äußern Glanze zu umgeben und durch seine Vermählung mit einer östreichischen Prinzessin legitim zu machen trachtete.

Die deutschen Länderstrecken jenseits des Rheines, welche Frankreich einverleibt worden, boten ein mannichfaches und verworrenes Bild mit ihrem Gemische von Franzosenthum und deutschen Gesinnungen, welche letztere unter der französischen Herrschaft eigentlich erst zu klarerem Bewußtsein, wie zu dem Gefühle der Schmach kamen, der das Vaterland anheimgefallen war; denn nur Deutschland konnten und wollten auch fürder die deutschen Herzen ihr Vaterland, ihre Heimath nennen. Gezwungen der französischen Herrschaft unterthan, blieben sie Fremdlinge in dem großen Reiche, das ganze Länder und Völker zu bezwingen und zu verschlingen drohte. Ein schmerzliches Gefühl, unsäglichem Heimweh gleich, durchzog geheim das französisch-deutsche Land, das selbst die Sympathien, die es früher für den freierdenkenden Nachbarn empfunden, unter seiner despotischen Herrschaft wieder einbüßte.

In einem romantisch schönen Theile der französischen Rheingegend lag auf dem Vorsprung einer waldbewachsenen Anhöhe ein weitläufiges Gebäude, dessen Thürme und lange schmale Fensterreihen ein ehemaliges Kloster vermuthen ließen. Es sah durch den dunklen Hintergrund des Waldes, an den es sich

anlehnte, minder grau und düster aus, als es wohl sonst der Fall gewesen wäre, doch gab ihm selbst diese schöne, grüne Umfassung kein freundliches Ansehen. Seine Außenseite trug dafür zu sichtliche Spuren eines raschen Verfalles. Die grauen Mauern hatten viele mangelhafte Stellen, und die langen Fensterreihen waren verdichtet durch den Staub und Schmutz mancher Jahre und zeigten nur da, wo einzelne Scheiben fehlten, eine unangenehme Helle.

Nur im Erdgeschosse des großen Gebäudes, nach dem sich der Blick des Beschauers gewöhnlich zuletzt richtet, war einige Ordnung und Wohnlichkeit zu entdecken. Mehrere Fenster, nach der Südwestseite gelegen, glänzten in untadelhafter Reinheit und zeigten keine schadhaften Stellen, ja man bemerkte, wenn man näher kam, schneeweiße Gardinen hinter denselben, und über einer kleinen Seitenpforte, welche gegen den Wald zuging, prangte ein stattliches Hirschgeweih. Ebenso sah man am entgegengesetzten Ende Spuren eines wohnlichen Aufenthaltes. Die Fenster des Erdgeschosses befanden sich dort gleichfalls in gutem Zustande, und vor ihnen auf zierlichem grün angestrichenen Geländer standen Blumentöpfe, hinter denen man mit scharfem Blick den dunkeln Lockenkopf eines jungen

Mädchens bemerken konnte. Von dieser Wohnung hatte man eine überraschend schöne Aussicht auf eine große Strecke des Rheinthales und weithin über eine fruchtbare Ebene, von duftig blauen Bergen begrenzt. Abwärts konnte das Auge verschiedene Biegungen des Rheines verfolgen, welcher unweit der Anhöhe, auf der das große Gebäude lag, vorüberfloß und weiter unten zwischen waldigen Bergen sich verlor. Viel beschränkter war der Blick auf der südwestlichen Seite des Hauses, die näher an den Wald grenzte, welcher hier vorsprang und dadurch die Aussicht auf ein hübsches Seitenthal hemmte, in dessen grüner Tiefe ein Dorf in anmuthigem Verstecke von Obstbäumen lag. Selbst die ziegelrothe Kirchthurmspitze desselben, die keck hervorragte, war nur von einer Dachkammer aus zu entdecken.

Lange Gänge, hohe weite Hallen und eine Reihe kleiner Gemächer schieden die beiden bewohnten Theile dieses ehemaligen stattlichen und reichen Klosters auseinander; und als seien diese leeren Räume unüberschreitbar geworden, trennten sie die jetzigen Bewohner des großen Gebäudes. Nie vernahm man Tritte in ihnen, nie bemerkte man ein freundliches Begegnen dort, selbst die schöne, breite Pforte an der

Vorderseite blieb Jahr aus, Jahr ein verschlossen, unbenutzt von den beiden Familien, die an ihren weitauseinander liegenden Hinterthürchen genug zu haben schienen. Ebenso wie diese Wohnungen lagen auch die dazu gehörigen Gärten absichtlich geschieden. Die schönen Terassen, die einst den Klostergarten gebildet, blieben unbenutzt und gaben der Anhöhe dasselbe vernachlässigte Aussehen, welches das große Gebäude charakterisirte. Der kleine Garten, zu der westlichen Wohnung gehörend, zeugte vor einer fleißigen Hand und wies viele nützliche Produkte nach, während in dem jenseitigen hübsche Blumen und Epheugewinde zwischen Disteln und Unkraut freundlich hervorschauten.

Die Jahreszeit in der wir jedoch das erstemal das alte Klostergebäude und seine Umgebung betreten wollen, war bereits dem Winter schon so nahe gerückt, daß selbst die duftlosen Herbstblumen bereits ein trauriges Ende genommen, und die letzten Produkte eingeheimst waren. Nur an den östlichen Fenstern des Erdgeschosses prangten noch einige Blumen; hinter denselben bewegte sich ein dunkellockigter Mädchenkopf, und koste heiter mit diesen späten Blüthen; plauderte mit ihnen, bald in gutem französisch, bald in schlechtem deutsch, als ob sie jedenfalls eine die-

ser Sprachen verstehen müßten. Mitunter klang ein leichter Seufzer hindurch, dem aber jedesmal ein helles Lachen nachfolgte, als spotte er über sich selbst. Dabei nähte das junge Mädchen eifrig an einem Häubchen und trat wiederholt damit vor den Spiegel, hielt es auf ihr dunkles Köpfchen und suchte es diesem auf die graziöseste Weise anzupassen. Während dieser Beschäftigung plauderte sie ganz allerliebst mit ihrem Spiegelbilde und kokettirte äußerst anmuthig mit sich selbst. Daneben trillerte ein Kanarienvogel aus vollem Halse, als freue er sich ebenso der zierlichen Bewegungen des Mädchens, wie des schnalzenden Kusses und des freundlichen Blickes, welche sie ihm zuweilen zuwarf.

Endlich saß das Häubchen so leicht und kokett, als nur möglich, und Annette klatschte freudig in die kleinen Hände, weil es gar so wunderhübsch zu den dunkeln Locken und dem ovalen Gesichte stand. Sie band die breiten, flatternden Bänder unter dem länglich runden Kinn in eine zierliche Schleife zusammen, stemmte, nach allen Seiten sich drehend, die Hände auf die runden Hüften und wiegte sich befriedigt lächelnd hin und her, — da knallten Schüsse

unten am Rheine, eins, zwei, drei, rasch hinter einander — und es war wieder still wie zuvor.

Der kokette Ausdruck in Annettens Gesicht war bei diesen Klängen schnell verschwunden und ihre beweglichen Züge drückten die lebhafteste Besorgniß aus.

„Das sind die Schmuggler," murmelte sie, die Hände über der ängstlich wogenden Brust zusammenfaltend. „Der Vater ist sicher dabei. O, mein Gott! wenn ihm nur kein Leid geschehen ist!"

Sie trat an das Fenster, doch über dem Thale lag bereits Dämmerung; — man konnte nichts mehr unterscheiden, auch grenzte stromabwärts der Wald sehr nahe an den Fluß, und ihr war's, von dorther sei der Schall gekommen.

„O mein schönes Frankreich!" jammerte sie, unruhig umhergehend. „Warum entführte mich auch Herr Morie der Heimath und zog hieher? Hier weht deutsche Luft, wenn sie auch sagen: la france. Im Elsaß war es ganz anders, obgleich die Großmutter behauptete, es sei auch dort nicht recht französisch. Ach, die gute Frau lebt nun so weit entfernt! Ich war so glücklich, als Herr Morie kam und sagte: er sei mein Vater und bleibe nun bei mir, er habe seinen Abschied genommen aus Sehnsucht

nach mir und der Mutter Grab, — ja, und weil er so schwer verwundet worden in der Schlacht bei Friedland. Ich pflegte sein, es war eine lange, schwere Zeit, — doch kaum genesen, ließ es ihm im Hause seiner Eltern keine Ruhe und er nahm diesen gefährlichen Posten an, wo die Kugel eines Schmugglers ihn ebenso leicht erreichen kann, als feindliches Geschoß auf dem Schlachtfelde."

Diese schnellen Betrachtungen Annettens unterbrach ein eigenthümliches Pfeiffen, das von verschiedenen Seiten dem Kloster näher zu kommen schien.

„So früh am Abend diese Frechheit!" rief Annette empört und voller Angst. „Da ist mein Vater nicht in der Nähe, oder schwer verwundet! Mein Gott — mein Gott, was beginne ich?"

Es war inzwischen in der Stube dunkel geworden und draußen in den hochgewölbten Gängen noch düsterer und so schaurig, daß Annette zögernd unter der Thüre stehen blieb, die sie in ihrer Unruhe aufgerissen, um hinauszueilen. Sie wußte nicht, wohin sich wenden und konnte vorerst nichts anderes thun, als abwarten, was die nächsten Stunden bringen würden.

„Ich will nur Licht machen, — vielleicht wird

es mir dann wieder besser zu Muthe," sagte sie sich ermunternd.

Als sie eben in die Stube zurücktreten wollte, war es ihr, sie vernehme am Ende des Ganges ein hohles Geräusch, das sich nach und nach im Boden verlor. Sie trat einige Schritte vor, horchte schärfer und vernahm dieselben Töne wieder und deutlicher. Schnell gefaßt, machte sie Licht und schritt, vorsichtig auftretend, durch den langen Gang. An seinem Ende befand sich die massive Mauer der Hinterseite des Gebäudes, welche hier eine runde Ecke bildete. Nachdem sie eine Weile dort stille gestanden, hörte sie unter sich dumpfe Töne, wie vom hin- und herwerfen schwerer Gegenstände herrührend.

„Was soll dies bedeuten?" murmelte sie. „Sollte gar hier, — selbst unter unsrer Wohnung ein Versteck der Schmuggler sein? Hier in diesem alten Gebäude, dessen Räume Niemand betritt, Niemand genau kennt, als der Förster und — Anton — Anton? — Wäre es möglich? Er — er könnte mit den Schmugglern gemeinsame Sache machen? Herrn Morie und mich hintergehen, — ein Feind meines Vaters sein? — Bei Gott, das sollte er büßen; — dann Annette wärs vorüber mit deinem Glauben an

deutsche Liebe und Treue, die dich anfing schadlos zu halten für deine ferne Heimath! — Du solltest die kleine Französin kennen lernen, Anton — deutscher Bär — dann — dann —"

Zornesröthe stieg auf ihrem frischblassen Gesichte auf und ihre sonst so freundlichen Augen funkelten recht wild. Sie horchte noch eine Weile, vernahm aber nichts mehr und ging dann in die Stube zurück. In ängstlicher Erwartung lauschte sie jedem Tone, der draußen sich vernehmen ließ, — aber Morie wollte noch immer nicht kommen. Da endlich nahten sich Schritte, doch es war nicht der kräftige Tritt ihres Vaters, es war ein langsam schleppender Gang. Heftig riß sie das Fenster auf und eine jugendliche wohlbekannte Stimme rief ihr entgegen:

„Schnell aufgemacht, Mademoiselle Annette, ich bringe Herrn Morie."

„Er bringt Herrn Morie!" rief sie erbleichend, ergriff das Licht und eilte die kleine Pforte zu öffnen.

Ihr Vater wankte, auf einen jungen Mann gestützt, dem Hause zu.

„O, mein Gott! Was ist geschehen?" jammerte

sie und unterstützte den Leidenden, welcher das linke Bein mühsam nachschleppte.

„Ein Schuß traf Herrn Morie,“ antwortete sein Führer.

„Von den Schmugglern?“ rief heftig Annette mit einem funkelnden Blicke auf denselben.

„Wahrscheinlich,“ gab dieser kleinlaut zur Antwort.

Nachdem Morie auf sein Lager gebracht worden war, das im Hintergrunde der Stube sich befand, sagte der junge Mann zu Annette sich wendend:

„Ich eile ins Dorf, den Medikus heraufzuschicken. Er kann sicher Herrn Morie's Wunde in kurzer Zeit wieder heilen; sie scheint nicht tief zu sein und nur ein starker Blutverlust ihn zu schwächen. Reichen Sie ihm einstweilen etwas stärkendes, Mademoiselle Annette.“

„Das geschähe auch ohne Ihren weisen Rath, Monsieur Anton,“ gab sie kurz zur Antwort, worauf er sich sehr niedergeschlagen entfernte.

„Es war wohl ein heftiger Streit, da Schüsse gewechselt wurden?“ frug Annette, nachdem ihr Vater sich etwas erholt hatte.

Morie ballte die Hand und murmelte einige

Flüche. Nach einer kleinen Pause fuhr er jedoch heftig auf und rief:

„Sie haben jetzt Alles in Sicherheit, die Hallunken, und die Wunde brennt um nichts.“

„Wie kam Anton zu dir, Vater?“ frug Annette gespannt.

„Ich will dem nicht nachspioniren,“ entgegnete finster der Douanenaufseher. „Er hat mir das Leben gerettet, — aber treffe ich ihn einmal wieder auf diesem Wege, dann fasse ich ihn fest, den Heuchler.“

„Du glaubst, Vater?“ stammelte das junge Mädchen.

„Noch glaube ich nichts, — will nichts glauben, sonst — du hörst ja, er hat mir das Leben gerettet, er drückte das Gewehr abwärts, das auf meine Brust gerichtet war.“

„Von wem, Vater?“

„Ich weiß es nicht. Ein Gebüsch und die Dämmerung verbargen mir den Feind. Wir hatten zwei Schmuggler erwischt, welche den nahen Wald zu erreichen suchten mit ihrer leichten aber wohl sehr wichtigen Waare, — schon glaubte ich ihrer ganz sicher zu sein, da knallte es aus den Büschen, — ich sah mich

um, sah den Lauf eines Gewehres auf mich gerichtet, sah Anton darauf zuspringen, es niederdrücken, — doch schon ging es los und eine Kugel traf meinen Fuß. Meine Hand lockerte sich, der Schmuggler entkam, eilte seinem Gefährten zu Hülfe, und sie schleppten den Douanier in den nahen Wald. Ich wollte ihnen nach, stürzte jedoch zusammen, — da bot mir Anton seine Hülfe, nachdem er einige Worte mit dem versteckten Schützen gewechselt. Es muß ein guter Bekannter von ihm gewesen sein — und trügt meine Ahnung mich nicht — —"

„Nun, Vater, nun?"

„War es der alte Förster selbst, der Franzosenfeind, der jeden Deutschen gegen uns in Schutz nehmen würde, wäre er gleich ein Spitzbube."

„Ich kann es nicht glauben, Vater, daß der alte Förster und sein Sohn mit den Schmugglern unter einer Decke stecken sollten. Thut doch Anton so offen, so zutraulich! Er haßt uns nicht, Vater."

„Dich nicht, ja —" höhnte Morie, „aber das Kaiserreich und Alles was daran hängt, haßt er, wie sein Vater."

Annette erwiderte nichts hierauf, doch war die Haltung ihres Köpfchens eine mehr zweifelnde, als

gläubige. Da klopfte es draußen. Sie öffnete rasch, um den sehnlichst erwarteten Dorf-Aeskulap hereinzulassen. Und er trat ein, der berühmte Doctor und Apotheker der ganzen Umgegend und zugleich der beliebte Barbier des Dorfes, in welchem er seit vielen Jahren seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte. Herr Gallus besaß für jedes Leiden ein probates Mittel, das entweder zu baldiger Genesung oder schnellem Tode verhalf, denn was er seinen Kranken reichte, war kräftiger und durchgreifender Natur. Als Wundarzt besaß er übrigens jene Geschicklichkeit, welche praktische Erfahrung verleiht. Er hatte früher als Gehülfe „Hahn" einige Feldzüge mitgemacht, aus denen er als Doctor Gallus zurückkehrte. Da jedoch bekanntlich der Prophet in seinem Vaterlande nichts gilt, sagte er der undankbaren Heimath, welche seiner spottete, für immer Lebewohl, und ließ sich auf dem linken Rheinufer nieder, wo er unter dem selbstertheilten Titel Medikus bald eine wichtige Rolle spielte. Wie alt er sein mochte, war schwer zu bestimmen, — seine blonden Haare ließen keine Spur von untermischtem Grau entdecken und seine weiße Haut, welche den heißesten Sonnenstrahlen zu trotzen schien, war

durch viele Bewegung in der freien Luft mit einem frischen Roth unterlaufen, was ihm ein jüngeres Aussehen verlieh und die Magerkeit seiner langen schmalen Wangen weniger auffallend machte, als es wohl sonst der Fall gewesen wäre. Seine erschreckend lange, dünne Gestalt, an der Alles von dem Schöpfer nur immer in die Länge und nie in die Breite gezogen zu sein schien, machte auf den ersten Anblick einen unangenehmen Eindruck, der jedoch bald in eine komische Empfindung überging, welche bei aller Achtung vor der Geschicklichkeit und dem Charakter des Medikus sich nie ganz verlieren wollte.

Auch über Annettens Gesicht, das durch die Mittheilungen ihres Vaters, wie über ihre eignen Vermuthungen etwas finster geworden war, flog ein ungemein heiteres Lächeln, als sie den langen Doctor erblickte, der sich sehr tief vor ihr verneigte, was übrigens nicht gerade aus Respekt vor ihr geschah, sondern mehr nur, um ihrer kleinen Person etwas näher zu kommen.

„Monsieur Morie ist verwundet? Quel malheur!“ plauderte er, während Annette mit ihm der Stube zuschritt. „Wie ist denn nur ein solches grand malheur arivirt, Mademoiselle Annettchen?“

Er suchte sich durch Einschiebung französischer Brocken, obgleich sie seinem deutschen Munde widerstrebten, bei der kleinen niedlichen Französin beliebt zu machen.

„Die Schmuggler waren es, Monsieur le docteur," erwiderte heftig Annette; „dieses schlechte Gesindel, das von drüben herüber kommt und den Verordnungen des großen Kaisers spottet."

Der Medikus war um eine Antwort verlegen, — zum Glück traten sie eben in die Stube ein, wo seine Wissenschaft und Geschicklichkeit sich jetzt vor Allem geltend machen mußte. Mit großer Umständlichkeit und wichtiger Miene legte er einen Verband an, und verordnete einen kühlenden Trank, welchen er vorsorglich mitgebracht hatte, dann setzte er Annette, als Wärterin, sehr weitläufig Vorsichtsmaßregeln für den Kranken auseinander, meinte übrigens doch, daß sie nach einigen Stunden sich beruhigt in dem Nebenzimmer niederlegen und schlafen könne. Als er mit seinen Verordnungen zu Ende war, blickte er noch eine Weile äußerst wohlgefällig auf die kleine Französin nieder, welche freundlich zu ihm emporplauderte, ohne ihr jedoch anders als mit einzelnen wohlwollenden Gurgeltönen zu antworten.

„Gute Nacht, Herr Morie! Bon soir Mademoisellchen! Ruhe ist dem Kranken vor Allem Noth!“ unterbrach er plötzlich ihr Geplauder, und war auch schon mit seinen langen Schritten zur Thüre hinaus.

Annette vermochte ihm kaum nachzuleuchten, so schnell war er aus dem Hause verschwunden.

Anton, nachdem er den Medikus gerufen hatte, kehrte in eilendem Laufe wieder auf die Anhöhe, und zwar in der allernächsten Richtung, nach der Westseite des Klostergebäudes zurück. Dort klopfte er an die kleine Hinterpforte der Jägerswohnung, die sich ihm auch sogleich öffnete. Eine weiche Hand ergriff die seine, und eine sanfte Stimme flüsterte ihm zu:

„Der Vater zürnt, daß du so lange ausbleibst. Weshalb thatest du es auch, da du doch weißt, daß „Graumantel“ heute Abend bei uns ist?“

„Ich mußte doch den Verwundeten erst nach Hause geleiten,“ gab Anton etwas mürrisch zur Antwort.

„Ist Herr Morie gefährlich verwundet?“

„Ich denke nicht, — doch es hätte schlimm werden können, — und ist es nicht höchst ungerecht, auf einen ehrlichen Mann, der seiner Pflicht nachkommt, zu zielen?“

„Herr Morie ist ein Franzose — und ein Spion,“ gab sehr entschieden das Mädchen zur Antwort, wobei ihre Stimme lauter und fester klang.

Anton entzog ihr unwillig seine Hand und trat in die Stube, wo sein Vater vor einem Tische saß, auf dem mehrere Zeitungen lagen. Eine derselben hielt er empor und sein Blick heftete sich starr auf eine Stelle, die ein Mann, der neben ihm stand und über seine Schulter in das Blatt sah, ihm bezeichnete. Anton trat herzu; der Blick des Försters glitt von dem Zeitungsblatte auf seinen Sohn, dann wieder auf dieses, worauf er mit starker Stimme rief, indem er mit der Faust einen kräftigen Schlag auf den Tisch that:

„Sieh hieher, Anton, und lies, und sage dann noch einmal, daß man einen Franzosen schonen soll, wenn er einen Deutschen gepackt hat, und wäre dieser selbst ein Schmuggler.“

Anton nahm, ohne etwas zu erwidern, die Zeitung vom Tische, las, und auf seinem schönen, gutmüthigen Gesichte drückte sich Unwille und Schmerz aus.

„Ist das nicht ein jammervoller Friede?“ sprach inzwischen der Förster zu dem Fremden. „Reißt er

nicht wieder Land und Leute von Deutschland los? Es bleibt bald nichts mehr übrig, als der Name, und den wird man auch noch zu französiren suchen, wie es längst mit Allem hier herum geschieht."

„Und diesem Friedensschlusse" setzte der Fremde hinzu, „wird eine bedeutungsvolle Vermählung nachfolgen, wie es allgemein heißt. Marie Louise, die Kaiserstochter, soll sich dem Emporkömmling verbinden."

Der Förster faßte heftig die Hand seines Gastes, drückte sie fest und sprach in gedämpftem Tone:

„Unser Bund wird immer weitere Wurzeln schlagen, Bruder Graumantel? Nicht wahr?"

„Ja!" gab dieser feierlich zur Antwort, „und sein Princip: durch die innere, sittliche Wiedergeburt Deutschlands seine äußere Befreiung vorzubereiten, soll bald gute Früchte tragen."

„Dieser hier," sprach der Förster, aufstehend und die Hand auf seines Sohnes Haupt legend, „tritt jetzt in ein Alter, wo er ein würdiger Jünger des Bundes werden kann. Nehmt ihn mit, Graumantel, nehmt ihn mit hinüber und benutzt seine jungen Kräfte für die heilige Sache unseres Vaterlandes.

Er soll nicht Frankreich dienen, nicht zum nächsten Frühjahre französischer Rekrut werden."

„Ich soll desertiren, Vater?" frug Anton kopfschüttelnd.

„Noch bist du nicht Soldat, bist nur mein Sohn — und ich, dein Vater, befehle dir, Frankreich zu verlassen."

„Aber bedenke doch, Vater, wenn das Gesetz mich zur Conscription ruft und ich stelle mich nicht, so wirst du hart gestraft."

„Dafür wissen wir Rath," fiel mit bestimmtem Tone der Mann ein, den man Graumantel nannte. „Deshalb können Sie ruhig ziehen, und wenn Sie einst zurückkehren, wird das linke Rheinufer wieder zu Deutschland gehören."

„Ich soll früher nie mehr hieher kommen, nicht meine Eltern, nicht — Wilhelmine mehr sehen?"

„Willst du französischer Soldat werden, um mit der Frühlingssonne vielleicht nach Spanien in den sichern Tod zu gehen, — gar gegen dein eignes Vaterland kämpfen?" rief der Förster in großer Aufregung.

„Nehmen Sie den Abschied von den Ihrigen nicht so schwer," beschwichtigte Graumantel in beredendem Tone.

„Das Vaterland muß jetzt jedem deutschem Herzen höher stehen, als alle Familienbande. — Ich führe Sie nach dem Wunsche ihres Vaters zu edlen deutschen Brüdern, welche einstweilen für die Erhebung der deutschen Nation im Stillen wirken. Es ist ein heiliges Band, was sie zusammenkettet und das nach und nach Alle umschließen wird, die mit moralischer Kraft das Vaterland zu erretten, und aus der innern sittlichen Stärke seine nationale Wiedergeburt vorzubereiten trachten. Man nannte diesen Bund in Preußen, wo er bald nach dem Tilsiter Frieden entstand, einen sittlich-wissenschaftlichen Bund oder auch den Tugendbund. Es war keine geheime Verbindung, der Staat bestätigte diesen patriotischen Verein, und die bedeutendsten Männer schlossen sich ihm an. Sein ursprünglicher Zweck war: theils das unsägliche Elend, welches der Krieg hinterlassen, zu mildern, theils die geistige und moralische Kraft des Volkes zu beleben, um dadurch die Verluste zu mildern, welche Deutschland und besonders Preußen in physischer und politischer Hinsicht erlitten. Dabei mischte sich nun bald bei dem Drucke des französischen Joches, das selbst Friedensbedingungen nur noch schwerer machte, die Hoffnung ein,

durch moralische Erhebung des Volkes die Wiedereroberung des Verlornen vorzubereiten. Napoleon, dies durchschauend, veranlaßte den König von Preußen, den Bund aufzulösen, wie er auch seinen edlen Protektor, den Freiherrn von Stein, wiewohl aus noch andern tieferliegenden Gründen, aus Preußen zu verbannen wußte. — Die äußere Form des Bundes war zerbrochen, aber die moralische Kraft, welche in ihm lebt, kann selbst der despotische Geist Napoleons nicht bannen; ebensowenig wie den eisernen Willen und die Kraft des edlen deutschen Mannes, den er Preußen entriß; er wird fortkämpfen für die Wiederbelebung und Erhebung Deutschlands; wie auch das, was der Tugendbund bezwecken wollte, erreicht werden wird, denn er ist gleich ihm ein lebendiger Ausdruck von den innersten Bedürfnissen der deutschen Nation, und was aus dem Geiste eines Volkes, wenn auch ihm selbst kaum bewußt, erwächst, ist unvernichtbar und wird fortleben, bis der Zeitpunkt kommt, wo es mit aller Macht an das volle Tageslicht hervortreten und seine Kraft entwickeln kann. — Auch ohne äußere Zeichen erkennen sich die Brüder des Bundes, ihre Handlungen führen sie einander zu. Ueberall, wenn auch

nicht direkt aus demselben hervorgehend, bilden sich neue Vereine in diesem Sinne, selbst hier, auf französisch gewordenem Boden, finden sich gleichgestimmte deutsche Herzen zusammen und ich trete zuweilen unter sie, ihnen Kraft und Muth einzusprechen."

„Glauben Sie, auch mir geht die Schmach Deutschlands zu Herzen," erwiderte nach einer Pause der junge Mann. „Hier in meiner Brust schlägt es warm für das Vaterland meiner Vorfahren, — allein ich sehe keine Möglichkeit, einer Macht, wie der Napoleons, entgegentreten zu können. Was Sie mir sagen, klingt schön und gut, und ich möchte gerne an Ihre Hoffnungen glauben, doch ich vermag es nicht."

„Da dir die rechte Einsicht noch fehlt," braußte der Förster unwillig auf, „so mußt du eben einstweilen dem Willen deines Vaters gehorchen, und fest auf den edlen Graumantel vertrauen."

„Und ich soll fort mit ihm? Heute Nacht noch?" frug Anton erbleichend.

„Nein, heute noch nicht, doch ehe das Jahr um ist, soll es, so Gott will, geschehen."

Anton, welcher den festen, unbeugsamen Willen seines Vaters kannte, widersprach nicht mehr, trat

ans Fenster und sah trübe in die trübe Nacht hinaus, die sternlos ihm wie eine graue, unheimliche Masse vorkam, welche das alte Gebäude zu erdrücken drohe. Die Brust war ihm so enge, der Athem stockte unter den schnellen, unregelmäßigen Schlägen seines Herzens. Er wußte sie nicht auszugleichen, keine Harmonie in sein Inneres zu bringen, das, von früher Kindheit an darin bestärkt, am deutschen Vaterlande mit inniger Liebe hing, das Franzosenthum verachtete und trotzdem jetzt mit unauslöschlichem Erglühen, dem ganzen Liebesfeuer eines zwanzigjährigen Herzens und der Schwärmerei eines deutschen Gemüthes der niedlichen Annette bis zur Vergötterung ergeben war. Aus dem Auge der kleinen Französin blickte ihm Himmel oder Hölle entgegen, — in ihrem Lächeln sah er die ganze Welt verklärt, ein Händedruck von ihr machte sie ihm zum Paradiese, — mit ihr, mit ihr allein glaubte er auf einem wüsten Eilande in Himmelswonne ewig schwelgen zu können, — ohne sie erschien ihm die Erde gehaltlos, alles Leben daraus entschwunden, der blaueste Himmel grau, die schönsten Blumen blaß, das frischeste Grün der Wälder erstorben, jedes frohe Gefühl für immer dahin. Heute Abend, wo der Franzosenhaß seines Vaters

dem ihren beinahe das Leben gekostet, drang sich ihm ein bitteres Gefühl auf; er konnte den Schuß, den der Förster und auch Graumantel auf die Douaniers gerichtet, nicht rechtfertigen und die Neigung, welche er für Annettens Vater empfand, steigerte sich dadurch bedeutend. Dies Alles drang sich ihm so lebhaft auf, daß er, ohne darauf zu achten, was eben gesprochen wurde, sich rasch umwandte und frug:

„Was hat denn aber das Schmugglerwesen mit der deutschen Sache gemein, daß man so zweideutige Menschen unterstützt?“

„Die, welche wir heute Abend gegen die Douaniers geschützt, sind gut deutsch gesinnt,“ gab Graumantel zur Antwort. „Sie befördern manche wichtigen Zwecke, ihre kleinen Waarenballen enthielten nichts anderes als politische Contrebande.

„Der schwerbeladene Nachen, in welchem sie anfuhren, wohl auch?“ warf Anton zweifelnd hinein.

„Er enthielt Waffen, für den Fall der Noth,“ gab der Förster schnell zur Antwort.

„Und die beiden Männer, welche Morie und sein Gefährte faßten?“ —

„Trugen geheime Nachrichten für die deutschen Brüder bei sich.“

„Ist es aber Recht, auf einen Mann zu zielen, der nur seine Pflicht erfüllt?“ frug Anton nach einer kleinen Pause wieder.

„Morie ist ein Spion,“ fuhr der Förster auf. „Nicht nach der Brust des Douaniers zielte ich — nein, bei Gott, nicht — aber der Douanier, der zugleich ein Spion Napoleons ist, und in dessen Hand ich die Briefe schon sah, den wollte ich treffen — allein es ist mir lieb, daß er mit einer leichten Verwundung davon kam und unsere Zwecke doch erreicht wurden.“

„Wo sind denn jetzt die Waffen, welche in dem Nachen lagen?“ frug Anton nach einigem Nachdenken.

„In dem geheimen Gange, den mir einst der wahnsinnige Pater entdeckte; — doch es ist Zeit, daß wir ihren Trägern den Ausgang zeigen,“ erwiderte der Förster.

„Nehmt erst das Abendbrod ein,“ bat schüchtern Wilhelmine, auf einen sauber gedeckten Tisch zeigend. „Die Mutter ist sehr in Sorgen, daß das Essen zu lange stehe und unschmackhaft werde.“

„So trage auf, liebes Kind,“ sagte der Förster. „Und du, Anton, hole ein paar Flaschen vom Besten,

der am Rheine wächst, das Mahl wird schnell eingenommen sein, und wir steigen nach dieser Stärkung um so leichter in die Unterwelt hinab."

Der Förster, welcher ein Glas guten Wein als eine schöne Gottesgabe verehrte, kam beim Genusse dieses Himmelsgeschenkes in eine sehr erregte Stimmung, er sprach immer begeisterter für Deutschlands Rettung. Auch Graumantel brachte einige lebhafte Toaste aus, wobei Wilhelminens blaue Augen in außergewöhnlichem Glanze strahlten und sich freier als bisher auf den Fremden richteten. Selbst das Gesicht der Försterin verlor etwas von seinem gleichmäßigen Ausdrucke und wie in Andacht versunken, horchte sie den Worten ihres Mannes und denen ihres Gastes. Nur Anton, dessen Jugendkraft sonst gerne übersprudelte, saß ruhig, fast theilnahmlos da. Sein Herz, mit dem Bilde der kleinen Französin beschäftigt, entführte auch seine Gedanken und nur sehr zerstreut nahm er an der Unterhaltung am Tische Theil.

Graumantel warf wiederholt forschende Blicke auf ihn und als sich Anton entfernte, um eine Laterne für den Gang in das geheime, unterirdische Gewölbe zu holen, sagte er schnell, doch flüsternd

zu dem Förster, indem er dabei einen Blick auf das schöne blonde Mädchen ihm gegenüber warf:

„Es ist Zeit, daß Anton nach Deutschland hinüberkommt. Die Jugend geräth leicht in Widersprüche mit sich selbst. Das nächste Mal nehme ich ihn mit.“

„Wann kommt Ihr wieder?“ frug der Förster laut. „Mein Weib hat doch wohl noch manches für den Sohn zuzurichten, der dann lange die Heimath nicht mehr sehen wird.“

„Anton bleibt ja in der Heimath, wenn er mit dem Herrn Graumantel geht,“ fiel schwärmerisch Wilhelmine ein; „oder vielmehr, er kommt dann erst in dieselbe. Ach, nach Deutschland hinüber, — dem lieben, trauten Vaterlande, das hier nur in so verkümmerter Gestalt sich zeigt.“

„Sobald Deutschland in einiger Gesinnung und Kraft sich erhebt, wird auch diese Uferstrecke wieder deutsches Eigenthum werden,“ erwiderte Graumantel mit einem warmen Blick auf das erglühende Mädchen, das sein strahlendes Auge schnell wieder senkte und die Hand auf das hochklopfende Herz legte, gleichsam mit dieser seine heftige Bewegung zu hemmen.

Anton trat wieder ein; der Förster nahm die Laterne aus seiner Hand und befahl ihm, zu folgen. Der Fremde hüllte sich in einen weiten, grauen Mantel und sie schritten schweigend durch einen langen Gang, dann eine breite steinerne Treppe hinauf, welche in den ersten Stock führte. Dort traten sie in eine Halle, von der aus eine lange Reihe theils kleiner, theils größerer Gemächer fortlief. Alle trugen noch Spuren einstiger Pracht, aber die Zeit, welche furchtbar schnell zerstört, was Menschenhände geschaffen, wenn diese ihre Werke nicht sorgsam pflegen und schirmen, stellte hier ihre zerstörende Macht während eines kurzen Zeitraumes auffallend zur Schau. Die künstlichen Stukaturarbeiten des Plafonds waren schmutzig grau und lagen theilweise zerstört, mit Staub und Spinngewebe vermischt auf den dunkeln Dielen des Bodens. Freskomalereien und halbzertrümmerte Heilige sahen trübe und verblaßt von den hohen Wänden nieder und machten einen gespenstischen Eindruck. Durch die zerbrochenen Fenster fuhr der Herbstwind ungebehrdig herein, klirrte an den Schlössern, pfiff durch die verrosteten Fugen, rüttelte an Thüren und Läden und saußte heulend durch die leeren Räume.

Anton schauerte; nicht frei von der Neigung der damaligen Zeit zum Geisterglauben, geheimnißvollen Naturkräften und spuckhaften überirdischen Dingen, wähnte er mitunter Töne zu vernehmen, die seine Erfahrung nicht kannte und die deshalb, im Vereine mit den bleichen, verschwommenen Heiligengesichtern der Wände, die das matte Licht der Laterne unsicher beleuchtete, seine Phantasie aufregten und beängstigten.

Am Ende der Zimmerreihe traten sie in eine große, länglich runde Halle.

„Hier war das Refectorium,“ erzählte der Förster. „Da wurde manches feine Mahl eingenommen und mancher Humpen edlen Rheinweines geleert. Als ich weiter im Lande drin Unterförster war, zur Zeit, wo ich mein Weib freite, da ging es hier noch lustig zu; doch die Väter thaten auch manches Gute, speisten Hungernde, waren gastfrei, — lebten und ließen leben. Ich selbst war einige Mal ihr Gast.“

„Es mag ihnen schwer geworden sein, diesen schönen und reichen Aufenthalt zu verlassen,“ bemerkte Graumantel.

„Ohne Zweifel,“ erwiderte der Förster; „denn nun leben sie zerstreut in der Welt von kleinen Pensionen. Nur einer blieb in der Nähe, der kindische

Eusebius, der noch zuweilen in diesen Hallen sein wunderliches Wesen treibt.“

„Der wahnsinnige Pater ließ sich lange nicht sehen,“ bemerkte Anton.

„Ja, und mit ihm schlafen auch die Gespenster des Klosters,“ setzte der Förster mit Nachdruck hinzu, — dann wandte er sich zu Graumantel und sagte: „Ihr glaubt nicht, was man sich nicht allerlei Spukgeschichten von diesem Hause erzählt, ich aber habe nur dann unheimliches Wesen bemerkt, wenn Eusebius hier oben oder da unten rumorte.“

„Wie lange seid Ihr jetzt hier, Walter?“

„Ich wurde nach Aufhebung des Klosters hieher versetzt.“

„So seid Ihr unter französischer Herrschaft avancirt?“

„Wäre das auch wohl unter der deutschen, Herr Graumantel, und hätte vielleicht auch meinen Sitz hier angewiesen bekommen. Die Klöster taugen nun einmal nicht mehr fürs neunzehnte Jahrhundert. Diese Ansicht wäre uns Deutschen auch ohne Frankreich gekommen. Meint Ihr nicht auch? — Und wenn man jetzt nicht gegen Napoleon Propaganda machen müßte, geschähe es vielleicht gegen unhaltbare Ueber-

bleibsel alter Zeiten, die in der Welt, wie sie nun einmal werden will, nur vom Uebel sind. Damit wird uns hoffentlich nicht mehr aufgetischt werden, wenn Deutschland einmal wieder recht deutsch geworden ist."

„Sicher nicht," erwiderte Graumantel und sein braunes Auge leuchtete hell. „Sind wir nur einmal Sieger über die Fremdherrschaft, und ein besserer als dieser jammervolle Wiener Friede ist gesichert, dann wird auch eine schönere Zeit über unser Vaterland hereinbrechen, und wehe denen, die dann versuchen wollten, den Geist der Zwietracht wieder anzufachen, der so oft schon Deutschland an den Rand des Verderbens gebracht oder gar den anbrechenden Tag zu verdunkeln trachten, der mit geistiger Helle auch dem deutschen Volke aus seinem innersten Lebenskeime aufgehen muß, um die Nacht der Vergangenheit, die so lange drückend auf ihm lastete, für immer zu verscheuchen, und mit der höhern Freiheit des Geistes, wie mit dem materiellen Gesammtwohle die Lehre Christi in schöner Harmonie zu vereinen. Diese reine, erhabene und doch so faßbare Lehre der Liebe, der Duldung und Humanität, diesen göttlich festen Grundpfeiler des wahren Christenthums, in sei-

ner so tief bedeutungsvollen Menschheitlichkeit zu erfassen."

Anton drückte innig die Hand Graumantels, und flüsterte ihm zu:

„Die Lehre der Liebe erlaubt auch den Feind zu lieben."

Dieser warf einen schnellen und forschenden Blick auf den erregten Jüngling, doch ehe er ihm antworten konnte, sagte der Förster:

„Wir wollen nicht länger hier zögern, — es ist bald Mitternacht und die da unten werden sehnsüchtig auf ihre Erlösung harren."

Damit trat er mit einem kräftigen Drucke auf eine Stelle des Bodens dicht an der runden Biegung der Mauer, — eine Fallthüre sprang in die Höhe und man sah eine schmale Treppe, welche sich abwärts wand und sich in der Ecke der massiven Außenseite des Gebäudes zu verlieren schien.

„Hier müssen wir hinab," sagte der Förster. „Die Treppe führt in der Mauer abwärts bis unter den Boden, wo der geheime Gang beginnt. Ich wußte keinen sicherern Versteck vor etwaiger Nachforschung; — es ist unmöglich, ihn ohne meine Hülfe aufzufinden, da der Ausgang eben so geheimnißvoll verwahrt ist, wie der Eingang."

Der Förster ging mit der Laterne voraus, Graumantel folgte ihm, und Anton, welcher zuletzt hinabstieg, rief seinem Vater zu, ob er die Fallthüre nach sich ziehen solle. Doch der Förster verneinte dies und sagte:

„Die Thüre schließt sich schwer von innen. Wenn wir durch den Wald zurückgekehrt sind, legst du sie langsam von Außen zu, bis ich sie Morgen wieder durch ihre geheime Mechanik fest verwahren werde; es ist heute keine Entdeckung zu fürchten, da Morie verwundet darniederliegt.“

In demselben Augenblick, als der Kopf Antons in der dunkeln Oeffnung verschwand, huschte pfeilschnell ein weibliches Wesen durch das Gemach. Es war Annette, welche, schlaflos auf ihrem Lager liegend, ein leises Geräusch oben vernommen und den Schein der Laterne entdeckt hatte. Von Zweifeln über Anton gequält, sprang sie mit der ihr eignen Lebhaftigkeit empor und ihr Entschluß war auch schon gefaßt. Sie kannte zwar die Lokalitäten des oberen Stockes wenig, doch da eben die Wolken sich etwas lichteten und die Mondessichel vorübergehend zum Vorschein kam, hatte sie Helle genug, die Wendeltreppe leicht hinaufzukommen, die von dieser Seite aus

aufwärts führte. Sie kam noch gerade an den Eingang des Refectoriums, als eben der Förster mit seinen Begleitern in die Tiefe stieg, und hörte noch seine Worte in Betreff der Fallthüre und ihrer Rückkehr durch den Wald; sie fürchtete deshalb auch nicht entdeckt zu werden, wenn sie ihnen folge und eilte schnell den in der Tiefe Verschwundenen nach. Um jeden Preis wollte sie dieses Geheimniß klar durchschauen, wollte wissen, wie weit Anton sie betrogen und ob er wirklich zu den Feinden ihres Vaters, den verächtlichen Schmugglern gehöre.

An der Treppe unten angelangt, sah sie Lichtschimmer. Der Gang war niedrig, doch ziemlich breit und zog sich in verschiedenen Krümmungen hin. Unfern dem Eingange lagen etwa ein Dutzend kräftiger Gestalten auf Waarenballen, wie es Annetten vorkam, doch Tabakrauch verdunkelte das Licht, das in ihrer Mitte stand, und sie konnte die Gruppe nicht deutlich übersehen. Sie hielt sich im Schatten des Hintergrundes und folgte mit leisen Schritten den Männern, welche jetzt Alle äußerst still und vorsichtig voranschritten. Annetten fiel es auf, daß zuweilen Halt gemacht wurde, doch konnte sie nicht entdecken, weshalb. Es geschah der verpackten Waf-

fen wegen, welche nach des Försters leisen Andeutungen in einigen, in diesem Gewölbe sich befindlichen Nischen niedergelegt wurden.

Anton folgte als der Letzte und gegen ihren Willen gab dies Annetten eine große Beruhigung an dem unheimlichen Orte. Der Gang zog sich viel weiter hin, als sie gedacht und auf einmal erfaßte sie ein Schauder bei dem Gedanken an die einsame Rückkehr, welcher sich noch vermehrte, als sie einen Blick rückwärts warf, der in eine wenig Gutes versprechende Dunkelheit fiel. Sie beschleunigte ihre Schritte, um Anton so nahe als thunlich zu kommen und nahm sich vor, an dem Ausgang wo möglich zu entschlüpfen und lieber durch den Wald nach dem Kloster zurückzugehen, als durch den dunkeln unheimlichen Gang. Nach einer Weile vernahm sie ein leises Klirren und ein frischer Luftzug strömte ihr entgegen. Hier mußte sich das offene Ende des Ganges befinden, sagte sie sich schnell, und dieser Umstand erleichterte sie für den Moment so sehr, daß sie den Schmerz und Zorn, welche ihr die Entdeckungen dieser Nacht bereiteten, weniger heftig empfand. Die Lichter erloschen, sie sah nicht mehr, was nur wenige Schritte von ihr entfernt vorging und tappte an den Wän-

den dem leichten Schalle nach, den sie vernahm. Da bemerkte sie plötzlich eine lichtere Stelle und sah dunkle Schatten durch dieselbe sich winden. Hier war sicher der Ausgang, hier konnte auch sie wieder unentdeckt entkommen. Schneller eilte sie vorwärts, um diesen Punkt zu erreichen, da plötzlich umzischte sie ein schrilles Geräusch, — und dunkle Nacht umhüllte sie wieder. Sie rieb sich die Augen, sie eilte vorwärts und prallte an eine kalte feste Masse an, die nicht weichen wollte. Da rief sie in Todesangst Antons Namen und klopfte an die harte kalte Mauer, — aber sie wich nicht, Anton hörte sie nicht. —

„Schnell zurück, — schnell zurück, — ehe er die Fallthüre herabläßt,“ dachte sie, von der peinlichsten Unruhe getrieben, und versuchte eilends den Rückweg anzutreten.

Dies war jedoch schwieriger, als sie geglaubt. Sie stieß sich bei der Dunkelheit und den Krümmungen des Ganges wiederholt schmerzhaft an und konnte nur mit Mühe, an der Mauer hintastend, vorwärts kommen. Der Weg schien ihr eine wahre Ewigkeit lang, der Gang ein Labyrinth, das ihr keinen leitenden Faden biete. Endlich gab eine bessere

Luft ihr Hoffnung, die Treppe, welche aufwärts führte, doch glücklich zu erreichen, und siehe, ein hellerer Punkt zeigte sich in einiger Entfernung; dort am Eingange war gewiß Anton mit einem Lichte, um die Fallthüre herabzulassen.

„Halt, Anton, halt Anton, schließe nicht!" rief sie laut hinaus.

Ihre Stimme dröhnte in zauberhaft schauerlicher Weise, wie ein wunderbar-verworrenes hundertfaches Echo, das hohl und dumpf aus Gräbern zu kommen schien, durch das dunkle Gewölbe. Sie schrak zusammen, erbebte vor ihren eignen Worten, die in so geisterhafte Töne sich auflösten und stand einen Augenblick fassungslos da, dann aber rannte sie dem hellen Punkte zu, schon sah sie die Treppe, — ein Licht über derselben schweben —

„Anton — Anton!" rief sie abermals laut hinaus, und ihre Stimme hatte dieselbe schauerliche Wirkung wieder, die sie aufs Neue erbeben machte; — in demselben Augenblicke fiel die Thüre oben klirrend zu — und es war ihr, als höre sie einen Schrei des Entsetzens aus Antons Munde. Nun stand sie da, in tiefer Dunkelheit, in einem weiten Grabe, das ihr keinen Ausweg mehr zeigte. Doch die muntere

Französin hatte Muth und bald kehrte ihre Besonnenheit wieder. Sie klimmte die Treppe hinan, — hatte doch der Förster gesagt, Anton solle die Thüre nur leicht zulegen, er wolle sie morgen erst wieder durch einen geheimen Druck fest verschließen. Darauf setzte sie ihre Hoffnung, obgleich sie den schmetternden Fall der Thüre vernommen. Sie versuchte sie in die Höhe zu heben, doch vergeblich. Es war, als ob Centnerlasten auf ihr ruhten, und eine geheimnißvolle Hand sie fest in ihren Angeln hielte. Erschöpft von körperlicher Anstrengung und Seelenangst, brach Annette in Weinen aus. So saß sie lange auf der schmalen Treppe — ach, eine grauenvolle Ewigkeit erschien es ihr. Der Morgen mußte nach ihrem Dafürhalten längst angebrochen sein; — ihr Vater rief sie vergebens; — Niemand wußte um ihr Geschick, — und wenn der Förster nicht kam, wenn die Thüre schon fest verschlossen war, ihre Stimme vergebens erschallte, — so war sie verloren, — war eine lebendig Begrabene. Schreckgespenster der furchtbarsten Art stiegen vor ihre Seele auf, — der Tod in seiner gräßlichsten Gestalt nahte sich dem jungen Leben und krallte sich in seine Gedanken und Empfindungen ein.

„Ist denn nirgends Hülfe, Rettung?“ schrie sie verzweiflungsvoll, doch nur schaurige Töne antworteten ihr wie ein Hohngeschrei böser Geister. „Hausen unsichtbare Mächte in diesem Gewölbe,“ ächzte sie, „o so kommt, helft mir! — rettet mich, zeigt mir den Weg zum Tageslicht, zu meinem Vater! Hinaus zu den Menschen in die schöne, helle Welt, — hinaus zu Allen, Allen, nur zu Anton nicht, — zu ihm nicht, — er ist Schuld an meiner Qual, er allein, der Falsche! — Er soll dafür büßen! Ich will ihn verfolgen, hassen, verachten, den Heuchler, den Betrüger, den — Schmuggler — und wenn ich hier sterben muß, so verfolge ihn der Geist der gemordeten Annette, so lange er lebt.“

Sie preßte ihr Gesicht an die kalten Steine, — sie raufte sich die dunkeln Locken, — sie lauschte in verzweiflungsvoller Angst nach einem Laut von Oben, — doch es blieb still über ihr, so still wie unten im Gewölbe.

„Im Walde sind oft Leute, die Holz sammeln,“ sagte sie, sich ermunternd, „ich will wieder den Ausgang zu erreichen suchen und dort schreien und rufen, bis man mich hört.“

Sie rutschte die Treppe herab und schleppte sich der Wand entlang fort, — da drang ein feierlicher

Kirchengesang, wie aus hundert Geisterkehlen kommend, an ihr Ohr. Erstarrt blieb sie stehen, — der Gesang wurde immer lauter, kam näher, — sie brach, von Angst und Fieberschauern geschüttelt, in die Knie und senkte ihr Gesicht in die zitternden Hände; — Lichtschimmer flimmerte vor ihren erlöschenden Augen, Alles drehte sich mit ihr im Kreise herum, buntfarbige Sterne in wunderlichen Figuren tanzten sinnverwirrend vor ihren Blicken, — und mitten aus diesem zauberischen Gewirre hob sich eine Gestalt in langem, dunklem Gewande, schneeweißem Barte und kahlem Scheitel. Sie trug einen Rosenkranz und eine brennende Kerze in der Hand und blickte geisterhaft in die Ferne; ihren bleichen Lippen entströmte der Gesang, den das Gewölbe mit seinen eigenthümlichen Biegungen in schauriger Weise hundertfach wiedergab.

Plötzlich verstummte der halbgeöffnete Mund des gespenstigen Sängers und mit wahnsinnig verzücktem Lächeln sah er auf Annettens zusammengesunkene Gestalt, dann stammelte er jauchzend:

„Hab ich dich endlich gefunden, Treulose, nun aber bist du auch mein, — nun lasse ich dich nicht mehr ziehen, dort in der Kapelle wirst du mir aufs

neue angetraut, — komm Louison, komm schnell dahin, daß sie dich nicht wieder mir entreißen — Ah — und zur Guillotine schleppen; — — ach, ach, das blutige Messer — komm, komm, laß die Königin allein sterben. Komm, Louison, komm und vergieb den unseligen Fluch; sei wieder mein, Louison; komm schnell, wir entfliehen.“ —

Er faßte Annettens Hand und zog sie empor. Der Schrecken lähmte ihren Willen, ihre Kraft; fast bewußtlos folgte sie einige Schritte dem sonderbaren Wesen, das ihr wie ein dem Grabe entstiegenes Gespenst vorkam.

„Bin ich denn unter Geister gerathen?“ stammelte sie, bemüht sich zu fassen. „Oder seid Ihr ein Mensch? Doch mögt Ihr sein, was ihr wollt, zeigt mir nur den Ausgang aus diesem grauenvollen Gewölbe, und ich bin Euch ewig dankbar dafür.“

„Du willst dich mir wieder entreißen?“ gab er trübe zur Antwort. „Willst wieder fort nach Frankreich mit der schönen Kaiserstochter? Weißt du denn nicht, daß ihr gekröntes Haupt vom weißen, schlanken Halse fiel? Und auch dein Vater —

Er blickte nachdenkend vor sich nieder, dann schrack er zusammen und stöhnte jammernd auf:

„Auch dein schönes, liebes Haupt schlugen sie ab; — doch nun bist du wieder da," fuhr er, mit zitternden Händen an ihr umhertastend, fort, „ich habe dich endlich gefunden, du bist gerettet, — bist mein! Ja du bist es wirklich!" jauchzte er, das Licht ganz nahe an ihr Gesicht haltend. — „Es sind die dunklen Augen, der süße Mund; — komm Louison, komm schnell in die Kapelle zur Trauung, die Niemand mehr lösen wird, denn sie segnet ein Priester, den alle fürchten, nur wir nicht, Louison, es ist — der Tod.

Er faßte sie um die Taille und zog sie mit sich fort.

Annette, welche schon öfter von einem wahnsinnigen Mönche gehört, der zuweilen wie ein Gespenst im Kloster umherspuke, kam, sobald sie sich einigermaßen gefaßt hatte, auf die Vermuthung, daß er es wohl sein werde, der ihr hier begegnet, und sie beschloß, sich ihre Besonnenheit zu wahren, auf die fixen Ideen des Verrückten einzugehen, um so wo möglich durch ihn diesem schauerlichen Aufenthalte wieder zu entkommen. Der Pater zog sie eine Strecke in schnellem Laufe mit sich fort, — schon glaubte sie, bald

den Ausgang zu erreichen, als er plötzlich stehen blieb, sie zweifelnd ansah und traurig sprach:

„Du bist doch nicht Louison. Die ist eine stolze vornehme Dame — auch ist sie ja gestorben auf dem Blutgerüste, bald nach der unglücklichen Königin — Oh! oh! oh!“

Er verhüllte, wie im tiefsten Schmerze, mit der braunen Kapuze sein Haupt. Annette faßte seinen Arm und sagte schnell:

„Ich bin wieder vom Tode erstanden, um zu dir zu kommen, führe mich hinaus an das Tageslicht, dort wirst du mich erkennen.“

Er schlug die Kapuze wieder zurück, sah sie verwundert an und sagte mit prüfendem Blicke:

„Das Grab hat dich doch verändert, Louison, zeige mir erst den Ring, welchen der Priester an deinen Finger steckte, und ich will dir glauben. Sieh, der deine ruht hier auf meiner Brust, o, ich habe ihn treu verwahrt.“

Bei diesen Worten zog er einen einfachen, goldenen Reifen, der an einer seidenen Schnur befestigt war, aus der Kutte und betrachtete ihn wehmüthig. Der Anblick dieses Liebespfandes schien ihn in eine ferne Zeit zurückzuführen, denn er sprach lange nichts

mehr. Annette wagte nicht, ihn zu stören und betrachtete ihn mit wachsender Angst. Sein Gesicht wurde immer düsterer und plötzlich schrie er auf, daß es schaurig durch den Gang dröhnte:

„Wo hast du meinen Ring, Falsche? Ach, du verschenktest ihn an dem leichtsinnigen Hofe! Läugne es nicht — ich weiß es," fuhr er mit wilder Geberde fort und preßte schmerzhaft Annettens Hand in der seinen. „Die Lüfte trugen es von Frankreich herüber an mein Ohr — an mein Herz. — Da riß ich den Lorbeer von meinem Haupte, — ging in ein Kloster, wurde Mönch, um Wuth und Schmerz in der kleinen Zelle zu begraben, — doch auch hieher verfolgte mich dein falsches Bild, das ich verwünschte — und kein Gebet brachte mir Linderung. Als sie dir aber das schöne, das liebe Haupt abschlugen, da ergriff mich Verzweiflung und ich mußte weinen um dich und klagen um dich und dich suchen fort und fort."

Er weinte eine Weile wie ein Kind, dem man sein Liebstes genommen, dann rief er mit dem schnellen Wechsel des Wahnsinns frohlockend aus:

„Nun habe ich dich wieder gefunden — und lasse dich nimmer; — hier sei unsere Wohnung, —

hier unter der Erde, — da trennen die Menschen uns nicht. Siehst du, die dunkeln Wände funkeln wie lauter Brillanten, — das macht der Strahl deiner Augen. O, wie herrlich ist es hier, — so schön wie einst in der Kaiserburg, als ich dich zum erstenmale sah in dem prächtigen Saale, unter den funkelnden Kronleuchtern, bei der rauschenden Tanzmusik — — hörst du sie? — Horch, wie sie lustig schallt, — sieh hin, wie Alles sich fröhlich im Kreise dreht, und wir, die Glücklichsten, — die schöne Louison und ich, — komme, komme, laß uns jubeln und tanzen!"

Er drehte sich einigemal rasch im Kreise herum, dann taumelte er gegen die Wand und sank erschöpft an ihr nieder; Annette, in höchstem Grade erschrocken, hatte doch noch so viel Besonnenheit, das brennende Licht seiner zitternden Hand zu entreißen. Der entsetzliche Gedanke, in dem dunkeln Gange mit dem Wahnsinnigen allein zu sein, gab ihr den Muth dazu.

„Laß uns jetzt zur Kapelle gehen!" flehte sie nach einer Weile den zusammengebrochenen Unglücklichen an.

„Zur Kapelle? Was willst du dort?“ frug er, scheu zu ihr aufblickend.

„Der Priester harret dort unser,“ fuhr sie zaghaft fort. „Komm, laß uns vor ihn treten.“

Aber er schüttelte verneinend sein Haupt, indem er sich langsam erhob und einige Schritte von ihr hinweg trat.

„Die Kapelle ist leer, wie das Kloster, — kein Priester ist da,“ murmelte er leise, dann sah er sie verwundert an und sprach mit großer Wichtigkeit:

„Du kannst mein Weib nicht mehr werden, Louison, du bist ja einem andern vermählt, und ich bin ein Mönch, — siehst du denn die Kutte nicht, die meinen Leib bedeckt? Auch bist du ja gestorben.“

„Nein, nein, ich lebe noch, wie du siehst,“ versicherte Annette, ihm näher tretend. „Fühle mich an — betrachte mich genauer.“

„Du bist nur eine Truggestalt, ein Wahngebilde. Hinweg, hinweg!“ rief er, schaudernd sich von ihr abwendend. „Fort, entweiche.“

„O, höre mich doch!“ flehte sie. „Erbarme dich meiner. — Komm, laß uns gehen!“

„Es ist doch ihre Stimme, — wahrhaftig ihre Stimme!“ rief er freudig und wandte sich schnell

wieder nach ihr hin, doch eben so schnell trat er wieder einige Schritte von ihr hinweg, und sah sie mit zweifelnden Blicken an. „Bist du denn eine Auferstandene?“ frug er nach einer Pause kopfschüttelnd. „Der jüngste Tag ist doch noch nicht angebrochen, — darfst du denn schon vor dieser Zeit da unter der Erde dich rühren, und darfst wandeln von Grab zu Grab? — Ja, so wird es wohl sein, — und ich habe dich gefunden hier unten, in meinem stillen, geheimen Hause. Das ist ein festverschlossener Ort, — da hinaus kommst du nimmer, süßes Liebchen, — hier wollen wir zusammenbleiben, bis Gottes Stimme uns zu sich ruft.“

„Nur noch einmal laß uns hinaus in die Welt!“ flehte Annette mit erhöhter Angst. „Nur einmal noch — dann kehre ich wieder mit dir hieher! Sieh, wir haben ja gar nichts hier unten, das uns erfreuen könnte. Laß uns erst unsere gemeinsame Wohnung ein wenig ausschmücken, etwa mit Blumen und Laubgewinde. Komm, aus dem nahen Walde holen wir uns dieses.“

Er sah sie mißtrauisch an, doch schien er zu überlegen.

„Ja, es ist kahl und schaurig hier unten,“ sagte

er, sich umsehend. „Und du bist an Glanz gewöhnt, vornehme Dame, — o, es soll dir an nichts fehlen bei mir. Aber im Walde finden wir keinen Schmuck, — das Laub ist abgefallen, die Blumen sind verwelkt, — und dann auch,“ fuhr er mit ängstlicher Hast fort, „darf die Sonne dein bleiches Gesicht nicht küssen, der Wind deine leichte Gestalt nicht anwehen, sonst könntest du wieder zusammensinken in Staub und Asche, — du bleibst hier unten, bis der jüngste Tag anbricht, hier bei mir, — doch du sollst haben was du begehrst. Ich hole dir Schätze, im Kloster liegen viele begraben, — ich suche sie, — sie seien dein, — alle, alle — doch bleiben mußt du hier unten — hier, hier — fort — hinweg — folge mir nicht!“

Sie hob flehend die Arme zu ihm empor, allein er machte eine entschieden abwehrende Bewegung und entfernte sich eilig; da stürzte sie in Todesangst ihm nach, faßte sein Gewand und rief:

„Ich bin ja nicht die, die du nanntest, bin nur ein armes Mädchen, das durch einen unglücklichen Zufall hier eingeschlossen wurde. O, laßt Euch erbitten, frommer Vater, führt mich hinaus an das Tageslicht.“

Er aber stieß sie heftig zurück und sagte in bitterem Schmerze:

„Willst du mich auch im Grabe noch hintergehen, Falsche, Meineidige? Umsonst — im Grabe bist du mein, — mein, ewig mein.“

Er entriß ihrer zitternden Hand das Licht, das diese nur noch mühsam hielt, und senkte es abwärts, — es erlosch — dichte Finsterniß herrschte um die arme Annette. Es galt ihr Leben, das stand klar vor ihr, und dies Bewußtsein gab ihren erlöschenden Kräften einen neuen Aufschwung. Sie huschte dem Davoneilenden nach, erreichte ihn und klammerte sich krampfhaft an ihn an. Er rang mit ihr, riß sich los, — sie faßte ihn wieder, er schleppte sie in dem Gange hin und her, stieß einzelne wahnsinnige Laute aus, welche schauerlich nachhallten, und Annette fühlte sich endlich, trotz aller Willenskraft, einer unabwendbaren Erschöpfung nahe.

Nach Mitternacht verließ der Fremde die Försterwohnung wieder; — Anton begleitete ihn, um ihn in einem kleinen Nachen über den Rhein hinüber zu rudern. Graumantel sprach wenig mehr mit dem Förstersohne, dessen große Zerstreuung ihm

nicht entging; nur als sie das jenseitige Ufer bald erreicht hatten, trat er ihm näher und heftete, so weit es die Dunkelheit möglich machte, einen forschenden Blick auf ihn, indem er zu ihm sagte:

„Der baldige Abschied von hier wird Ihnen wohl Wilhelminens wegen so schwer, denn wie ich höre, ist sie schon seit den Kinderjahren ihre Verlobte?"

Der kräftige Ruderschlag von Antons Hand hielt plötzlich inne und seine Lippe warf sich trotzig auf; doch schnell sich fassend, ruderte er wieder weiter, während er in ziemlich ruhigem Tone als Antwort erzählte:

„Ich war fünfzehn, Wilhelmine elf Jahre alt, als ihr sterbender Vater den Wunsch einer späteren Verbindung zwischen uns aussprach und die Zusage meiner Eltern mit ins Grab nahm. Wir wurden damals von dieser Uebereinkunft nicht unterrichtet und wir liebten uns ganz unbefangen wie Geschwister, recht innig und zärtlich. Als jedoch Wilhelmine herangewachsen war und ich auf zwei Jahre aus dem Elternhause fort mußte, um zum Forstmanne ausgebildet zu werden, theilte mir mein Vater, auf meine Zuneigung zu Wilhelmine bauend, den Willen des Sterbenden, der auch der seine war, mit,

und ich glaube, meine Mutter that bei Wilhelminen dasselbe. Ich empfand keine besondere Freude darüber, doch lehnte sich in meinem Herzen auch nichts dagegen auf, und so gab ich stillschweigend meine Zustimmung zu den Wünschen der Eltern. Seit ich zurückgekehrt bin, kam nie mehr die Rede darauf. Wilhelmine und ich sind uns gut, doch glaube ich kaum, daß in ihrem Herzen ein leidenschaftlicheres Gefühl für mich lebt, als in meinem für sie. Aus diesem Allem werden Sie erkennen, daß der Abschied von ihr mich nicht so tief schmerzen kann, als Sie anzunehmen scheinen."

„Es ist mir lieb, wenn er Ihnen leichter wird, als ich vermuthete und als es den Anschein hatte," sagte der Fremde, dann zog er seinen Mantel fester um sich und sprach nichts mehr.

Beim Abschied drückte er Anton herzlich die Hand und fügte zu dem Lebewohl bedeutungsvoll hinzu:

„Auf baldiges Wiedersehen!"

Anton ruderte sein kleines Fahrzeug ungemein rasch zurück. Der Lichtstrahl, welcher von dem östlichen Ende des großen Gebäudes ihm entgegenleuchtete, übte, wie es schien, eine magnetische Anziehungskraft auf ihn aus, denn der Nachen steuerte,

von seinem kräftigen Arme gelenkt, der Strömung des Flußes überraschend schnell entgegen, diesem Punkte zu. Ebenso sprang Anton, kaum am Ufer angelangt, flüchtigen Fußes die Terrasse hinan, immer in östlicher Richtung, dem schwachen Lichtschimmer zu. Als er jedoch dem Fenster ganz nahe gekommen, hinter dessen kleinen Vorhängen das Licht brannte, überfiel ihn Zagen und Bangen. Er konnte doch jetzt nicht mehr, so spät in der Nacht, in Mories Wohnung eintreten, um nach seinem Befinden sich zu erkundigen, obgleich er überzeugt war, daß Annette bei dem Vater wache; allein eben so unmöglich kam es ihm vor, wieder hinweg zu gehen, ohne einige Beruhigung mit sich zu nehmen; in dieser Verlegenheit wählte er den zwar nicht lobenswerthen, doch verzeihlichen Ausweg, von einem Ecksteine aus durch die nicht sorgfältig zusammengezogenen Vorhänge in die Stube zu sehen. Mit einem Schritte stand er oben, sein Standpunkt war jedoch ein sehr unsicherer und er vermochte sich kaum auf dem in eine rundliche Spitze zulaufenden Steine zu erhalten. Balancirend auf einem Fuße, stahl sich sein Blick in die Stube und gewahrte den Douanier auf seinem Lager ruhig liegend, neben demselben

ein kleines Tischchen mit dem Lichte, der Medicinflasche und einem Wasserkruge.

„Es muß gut gehen," sagte sich der Späher, doch war er mit diesem Troste keineswegs zufrieden. Sein Auge suchte Annette, und zwar noch sehnsüchtiger als den Verwundeten. „Sie wird doch hin und wieder nach dem kranken Vater sehen!" ermuthigte er sich, und hielt standhaft in seiner keineswegs bequemen Stellung aus. Da hörte er Morie nach Annetten rufen; sein Gesicht preßte sich fester an die kalten Scheiben und sein Auge hing sich gierig an den offenen Eingang, der in ein Seitenkabinet führte. Aber vergebens, das junge Mädchen kam nicht zum Vorschein.

Morie rief immer lauter und ungeduldiger nach ihr, zuletzt in heftiger Aufwallung, doch ohne Erfolg. Annette konnte unmöglich in der Nähe sein, ohne die gewaltige Stimme ihres Vaters zu hören. Anton, welcher in fieberhafter Erwartung auf ihr Erscheinen harrte und nicht begreifen konnte, weshalb sie ausblieb, gerieth darüber in eine solche Unruhe, daß er nicht länger an sich zu halten vermochte und in die Stube rief:

„Wo mag denn nur Mademoiselle Annette sein,

Herr Morie? Ich will sie aufsuchen, und ihr sagen — —"

„Quoi?“ unterbrach ihn Morie in unwilligster Ueberraschung, Antons Stimme, wie am nahen Fenster die Umrisse seiner Gestalt erkennend. „Ick will dir lehr zu spionir!" Und mit diesen Worten flog auch schon die Medicinflasche nach Antons Kopfe, den dieser glücklicher Weise noch rechtzeitig bückte, um nicht die volle Ladung des edlen Saftes sammt den zerbrochenen Fensterscheiben ins Gesicht zu bekommen.

Anton sprang nach dieser eben so unerwarteten als unfreundlichen Antwort von dem Steine herunter, und Mories zornige Stimme, die er sich nachschallen hörte, nahm ihm allen Muth zu jeder ferneren Recognoscirung. Doch nur sehr langsam und unter mannichfachen, quälenden Gedanken ging er der südwestlichen Seite des Gebäudes zu. Dieser Abend hatte ihm so Verschiedenes gebracht, was sein Nachdenken reizte, seine Phantasie und sein Herz in Spannung versetzte. Mories Verwundung und Alles was sich damit verband, drückte sein Gemüth, — dazu kam noch eine eigene ängstliche Stimmung, welche er nicht überwinden konnte. Als er nämlich

mit seinen Begleitern den geheimnißvollen Gang verlassen hatte, war es ihm, als tönten weinende Stimmen ihm nach und wie er auf seines Vaters Geheiß hinauf ging, die Fallthüre zuzulegen, vernahm er ähnliche Laute. Gespensterfurcht überrieselte ihn, dennoch wollte er der Sache nachspüren und hielt zu diesem Zwecke, sich an die Wand zurücklehnend, das Licht über die dunkle Oeffnung, um hinab in die Tiefe zu spähen; — wie er sich jedoch vorwärts beugte und seine Hand, sich damit stützend, fest gegen die Mauer stemmte, fiel in demselben Augenblicke die Fallthüre dröhnend zu, streifte dabei seinen Arm und zerschmetterte die Laterne. Ein schauerlicher Ton hallte durch die leeren Räume, wie ein hundertfaches Echo schmerzlicher Seufzer, das aus der Tiefe heraufdrang.

Entsetzt floh er von dannen und die Erklärung seines Vaters: daß man schon häufig solche Töne vernommen, und er zufällig wohl die geheime Mechanik mit seiner Hand berührt und zu stark darauf gedrückt habe, wodurch sich die Thüre wieder verschlossen, war nicht fähig, seine aufgeregte Phantasie ganz zu beruhigen. Zu diesem Allen kam nun noch Annettens unerklärliche Abwesenheit, Mories Un-

wille über ihn und die Pein des nahen Abschieds.

Sein Aussehen war zerstört, als er in die Stube trat, wo sein Vater und Wilhelmine ihn sehnlichst erwarteten.

„Es ist euch doch kein Unglück zugestoßen?" rief ihm seine Verlobte entgegen, als sie ihn kaum erblickt hatte.

Wie er jedoch dies verneinte, schien sie weder sein verspätetes Kommen, noch sein Aussehen weiter zu bekümmern. Freudig drückte sie ihm die Hand und wünschte ihm und dem Förster schnell gute Nacht.

„Das liebe Kind!" sprach dieser ihr freundlich nach, dann wandte er sich zu seinem Sohne und sagte im Tone vollster Ueberzeugung:

„Du wirst einst recht glücklich mit ihr werden; sie liebt dich so innig. Wie besorgt war sie um deine Rückkehr! Ich konnte sie nicht zu Bette bringen, so sehr ich sie auch darum bat, sie wollte erst selbst dich wieder sehen. Es ist ein Glück für sie, daß ihr Herz ebenso begeistert für die deutsche Sache schlägt als warm für dich, sonst würde der Abschied von dir sie sicher unglücklich machen. Die Liebe zu dem Vaterlande giebt Schutz gegen jeden selbsüch-

tigen Schmerz, sie erleichtert auch deine Trennung von ihr und uns, und mildert das Weh des Abschieds; um so schöner wird aber auch der Lohn für uns Alle werden, um so dauernder einst euer häusliches Glück. Drum bringt freudig jedes Opfer, die deutsche Heimath wieder gewinnen, das deutsche Land aus Schmach und Erniedrigung retten zu helfen. Hier auf deutschem Boden erblühe in der Zukunft eure Häuslichkeit. Die Zeit kann nicht zu ferne sein, in der die deutschen Heere siegreich den Rhein überschreiten werden, um das geraubte Eigenthum wieder zu gewinnen. In ihren Reihen will ich dich sehen, mein Sohn; — dich, mein höchstes, mein größtes Gut weihe ich dem Vaterlande! Gott möge dich, möge uns Alle beschützen!"

Er faltete andächtig seine Hände, blickte aufwärts und seine Seele flehte zu dem höchsten Wesen um himmlischen Schutz für den Sohn, dessen Geschick sein Wille und seine innerste Ueberzeugung bestimmten. —

Die Uhr auf dem Klosterthurme schlug sechs Mal, und wie ein Echo hallte es auf der Dorfkirche am Fuße der Anhöhe nach. In dem großen Ge-

bäude oben blieb es jedoch noch still und ruhig, während sich unten im Dorfe bereits ein reges Treiben entwickelte, ohngeachtet der noch herrschenden Dunkelheit und des düstern Nebels, welcher mit nassem, kaltem Schleier die Häuser umhüllte. Aus den Scheunen erklang der taktmäßige Schlag der Dreschflegel und in Haus und Stall regten sich rührige Arme. Kinderstimmen durchdrangen die Dunkelheit singend und jubelnd, auch schreiend und weinend; wilde Buben ohne Schuh und Strümpfe liefen in Nacht und Nebel hinaus und freuten sich wie an Allem, was nicht Schule und Prügel hieß, auch des naßkalten Duftes, der auf sie niederfiel.

Mit ungewöhnlich großen Schritten eilte der lange Medikus bei der beginnenden Dämmerung durch das Dorf, seine Bartpraxis während dieser zweifelhaften Beleuchtung zu besorgen, da dieser Zweig seiner Wissenschaft ihn beim hellen Tageslichte anfing etwas zu geniren. Der Gedanke, sich dafür einen Gehülfen zu halten, war schon lange in ihm rege geworden, allein er wollte sich nicht recht mit seiner Junggesellenwirthschaft vertragen, die sehr im Argen lag und nur selten von weiblicher Hand eine kleine Nachhülfe bekam. Er besorgte sich seine meisten Be=

dürfnisse selbst, aß außer dem Hause und wo er in demselben einigen Beistand unumgänglich nöthig hatte, nahm er eine alte taube Nachbarin dafür in Anspruch. Uebrigens hatte er bisher nie einen Mangel an Bequemlichkeit, noch irgend ein Bedürfniß nach besserer Einrichtung und Pflege verspürt. In seiner Apotheke, Studier-, Audienz- und Rasirstube hielt er selbst Ordnung, alles Andere im Hause war ihm höchst gleichgültige Nebensache. Erst seit sein Auge mit ganz besonderem Wohlgefallen an der kleinen Französin hing, fing sein ungeordnetes Hauswesen an, ihm aufzufallen und er nahm sich vor, wesentliche Veränderungen darin zu treffen.

Er sagte sich mit einem Male, daß er nicht allein ein berühmter Doctor sei, sondern sich auch durch seine Kunst und Weisheit bereits ein recht schönes Vermögen erworben habe und daß beides ihm wohl erlaube, sich auf jede Weise den Honoratioren des Dorfes gleichzustellen. Daß er dies thun müsse, wenn er Annetten dafür gewinnen wolle, die Stelle seiner Hausfrau anzunehmen, ging damit Hand in Hand. Allein obgleich der Wunsch, das niedliche Mädchen zur Frau Medikusin zu machen, sich immer häufiger in ihm regte, kam er der Ausführung doch

um keinen Schritt näher. In seinem Hause blieb Alles beim Alten, auch der Gehülfe zum Bartabnehmen war noch nicht verschrieben. Der berühmte Dorfaeskulap hatte zu viele Geschäfte, um seine persönlichen Wünsche schnell ins Leben zu rufen, sie scheiterten immer zunächst an der Frage: wann, wie und wo beginnen? Als er jedoch an diesem naßkalten Morgen, nach einer Nacht voller Gedanken an Annetten, höchst ärgerlich dem seiner Doktorwürde so fatalen Geschäfte nachging, und manches bärtige Bauernkinn hart dabei beschädigte, nahm er sich fest vor, seine Stellung in jeder Weise zu heben und sein persönliches Glück dadurch zu begründen. Schon in den nächsten Tagen sollte ein Gehülfe da sein, ebenso eine rüstige Magd sein Haus in Ordnung bringen. Einstweilen gedachte er die Zeit, die er durch Mories Verwundung in Annettens Nähe zubringen würde, weise zu benützen, und seiner Angebeteten Herz und Hand nebst allen seinen irdischen Gütern zu Füßen zu legen.

Unter solchen und ähnlichen Betrachtungen erstieg er die Anhöhe in ziemlich früher Morgenstunde. Seine Herzenswünsche trugen ihn so schnell, als ob er Siebenmeilenstiefel an hätte, der östlichen Ecke

des ehemaligen Klosters zu. Annette wird die Thüre öffnen, dachte er vergnüglich, — allein die Thüre war nicht verschlossen, nur angelehnt, und der Medikus hatte deshalb keinen Grund erst anzupochen, und mußte so den langen Gang ohne das niedliche Mädchen hinwandeln. Auch in der Stube erblickte er sie nicht. Morie lag in halbsitzender Stellung auf seinem Bette und stützte, vor sich hinblickend, seinen Kopf in die Hand. Als der Doctor eintrat, fuhr er in die Höhe, doch wie arg enttäuscht erwiderte er auf dessen Gruß sehr mürrisch:

„Mon Dieu! Sie sind es, Monsieur Medikus?"

„Ja, bester Herr Morie, ich bin es. Was macht der kranke Fuß? Wie stehts? Wie gehts? Gut geschlafen? Keine Zufälle? Starkes Fieber — oder sonst dergleichen?" frug der Medikus rasch und griff nach dem Pulse seines Patienten.

Morie gab ihm auf diese Fragen keine Antwort, sondern zeigte auf einen Lehnstuhl, der an dem Fenster stand und sagte:

„Elf Sie mik dortin, Monsieur le Docteur!"

„Dorthin?" rief verwundert der Doctor. „Erst den Fuß, Monsieur Morie, — erst will ich die Wunde sehen."

Mit unverhehlter Ungeduld ließ der Patient seinen Arzt gewähren, dann wiederholte er noch bestimmter seinen Wunsch, auf den Lehnstuhl gebracht zu werden.

Der Medikus schüttelte bedenklich den Kopf zu diesem kecken Verlangen seines Patienten, doch Morie wurde immer unwilliger, so daß der weise Mann aus dieser Stimmung nur Schaden erwachsen sah und endlich besänftigend sagte:

„Ruhig, Herr Morie, ruhig. Wir wollen's denn in Gottesnamen probiren, doch erst will ich Mademoiselle Annettchen rufen, daß sie uns etwas beisteht."

„Annette is nit da — is adieu — fort — ick weis nit wo," murmelte Morie halb angstvoll, halb mit mühsam unterdrückter Wuth.

„Is nit da — is adieu — weis nit wohin," sprach der Doktor in höchstem Erstaunen nach. „Nun, sie wird nicht weit sein," setzte er jedoch schnell hinzu. „Warten wir ein wenig."

„Nein, wart Sie nit!" entgegnete Morie heftig. „Geh sie und suck sie Mademoiselle Annette!"

„Suck sie — wo soll ick suck sie?" frug der Doctor, Mories Sprechweise unwillkürlich, vielleicht

in der unbewußten Idee nachahmend, ihm so verständlicher zu sein.

„Ick weiß nit — ick schlaf — ick wack auf — Annette is nit da — is fort in die Nackt.“

„Ick weiß nit, — warum weiß Sie das nit, Monsieur Morie? Spreck Sie doch deutlicher und nicht so confuses Kauderwelsch,“ entgegnete ungeduldig der Medikus; dann fuhr er, den Puls des Kranken fassend, jedoch gleich wieder in besorgtem gutmüthigen Tone fort: „Fieberaufregung, Monsieur Morie, nichts anderes, — schwere unruhige Träume, ich kenne das; — wäre ja auch anders nicht wohl annehmbar. Mademoiselle Annette ist ohne Zweifel heute früh, als Sie noch geschlafen, Herr Morie, in das Dorf gegangen, um irgend etwas zu besorgen.“

Morie schüttelte den Kopf, doch widersprach er nicht und bat den Medikus, sich nach seiner Tochter umzusehen und wenn er sie erblicke, sie schnell nach Hause zu schicken.

Nachdem der Medikus den ungeduldigen Kranken glücklich in den Lehnstuhl gebracht hatte, eilte er schleunigst hinweg, seine Angebetete zu suchen. Er zweifelte keinen Augenblick, sie zu finden und nahm sich vor, sie dann recht galant nach ihres Vaters

Wohnung zu geleiten. Mit einem unglaublich langen Schritte bog er um die Ecke des Hauses, wurde aber hier durch einen Knaben angehalten, der ihn an dem spitzen Schwanze seines hellbraunen Frackes festhielt und ihn anflehte, ihm sogleich nach dem Walde zu folgen, wo seine Großmutter, durch einen harten Fall beschädigt, nicht mehr von der Stelle kommen könne.

„Wo liegt das Weib?" fuhr er gegen seine sonstige Gewohnheit den Kleinen hart an.

„Nicht weit von hier, gestrenger Herr Medikus!" stotterte der Erschrockene.

„Kommt mir aber höchst ungelegen; habe im Dorfe dringende Geschäfte."

„Ist ja nicht weit, Herr Medikus!" bat der Knabe wieder. „Kaum hundert Schritte; — ich habe die Alte bis zur Waldkapelle geschleppt, weiter ging's mit dem besten Willen nicht."

„Kaum hundert Schritte an die Waldkapelle, sagst du!" rief der Doctor entrüstet. „Willst du mich zum Narren haben, kleiner Strolch? Du hast den Weg nicht in dreihundert Sätzen gemacht."

„Aber Ihr — Ihr habt ja so unmenschlich lange

Füße," entgegnete der Knabe, seinen Blick an den stelzenähnlichen Beinen des Doctors weidend.

„Ist eine Gottesgabe das, für meine Kranken," erwiderte dieser, nicht ohne innere Befriedigung dem Auge des Knaben folgend.

„So kommt doch auch zu dem alten Weibe," flehte jener wieder. „Sie lamentirt gar so arg nach Euch."

Der Medikus rückte seine Kappe mehrmals hin und her, dann gab er dem Buben einen Stoß vorwärts und sagte:

„Spring voraus — laufe was du kannst — ich folge dir."

Sein medicinisches Pflichtgefühl drängte den Wunsch, Annette aufzusuchen, zurück, doch gab er ihn keineswegs auf und beeilte deshalb seine Schritte so sehr, daß er bald den Knaben überholt hatte. Er setzte über alle Hindernisse kühn hinweg, über Gräben, Hecken und Stauden und stand in kurzer Zeit an der bezeichneten Stelle, vor einer alten, halbverfallenen Kapelle, die einst zu dem Kloster gehört hatte, mit seiner Aufhebung jedoch auch ihres Schmuckes beraubt worden war, und jetzt nur noch zu einem zeitweisen Sammelplatze wilder Buben diente, welche

kecker Uebermuth zu diesem Platze zog, den allerlei schaurige Geistermähren umschwebten. Es war keineswegs der Wille des Knaben gewesen, seine Großmutter hieher zu bringen, er wollte sie in das Dorf zu dem Medikus geleiten, mußte aber seinen Versuch aufgeben und sie nothgedrungen hier verlassen. Der Kleine, dem es schon schwer geworden, mit dem Medikus gleichen Schritt zu halten, stand jetzt athemlos neben ihm, auf ein und dieselbe Stelle starrend und schnaufte:

„Hier muß die Großmutter liegen!"

„Aber sie liegt ja nicht da, Strohkopf!" erwiderte ungeduldig der Doctor.

„Sie kann aber doch auch nicht fortgelaufen sein," antwortete er blöde. „Sie hat ja das Bein gebrochen. Ich weiß nicht, Herr Medikus, das ist nicht mit rechten Dingen zugegangen."

„Stockfisch!" rief der Weise zornig und faßte des Knaben Ohr und schüttelte ihn unsanft daran. „Schaffe mir im Augenblick die Alte zur Stelle, oder ich kehre schnurstracks wieder um."

Der Knabe zog die Achseln so weit als nur möglich in die Höhe, eben so den Fuß auf der Seite des gefährdeten Ohres und miaute:

„Au — Au — Au — hier gehen Geister um! Was kann ich dafür!“

„So rufe diese zu Hülfe, Esel!“ zürnte der Doctor, ließ das Ohr des Knaben los und schwenkte um.

Da ließen sich wimmernde Laute hören, nicht weit von der Stelle, wo sie standen.

„Das ist sie! Das ist sie!“ rief der Bube triumphirend und lief der Stimme zu. Auch der Doctor schritt darauf los und hatte bald das Weib erreicht, das ächzend und stöhnend seine Hülfe anflehte. Er ließ sich neben sie nieder und untersuchte den beschädigten Fuß, und sein verächtliches Lächeln bezeichnete diesen Fall sogleich als einen höchst unbedeutenden. Ohne lange Ueberlegung befahl er dem Knaben, seine Großmutter an dem Oberkörper zu fassen und fest zu halten, dann zog er mit großer Gewalt an dem Fuße. Das Weib schrie erbärmlich, allein des Doctors stoische Miene veränderte sich nicht dabei. Er zog noch einmal aus Leibeskräften, und sagte dann ruhig:

„So — jetzt könnt Ihr auf Euren Enkel gestützt heimwärts gehen.“

„Vergelt's Euch Gott tausend Mal!“ dankte die so schnell Geheilte. „O, Ihr seid ein geschickter Herr;

kommt Euch Keiner gleich, weit und breit; was Ihr thut, ist kräftig und hilft auf die Beine."

„Oder unter den Erdboden," setzte der Knabe mit aufrichtiger Bewunderung hinzu; dann frug er seine Großmutter, gleichsam um sich bei dem Medikus zu entschuldigen, wer sie denn von der Kapelle hieher gebracht habe.

„Ich bin auf Händen und Füßen hergekrochen," murmelte sie, sich scheu umsehend. „Dort gehen wieder Geister um, ich hörte sie deutlich unter'm Boden, — es überlief mich eiskalt und eher wollte ich sterben, als länger dort liegen bleiben."

„Was Geister! Geister!" — sagte der Medikus kopfschüttelnd und den Finger hochweise an die Nase legend. „Geister nennt das dumme Volk alle geheimnißvollen Formen und Töne." —

„Bei Leibe nicht, Herr Medikus," unterbrach das Weib seinen Gedankengang. „Es ist nicht das, was sie da sagen, die Mönche des Klosters sind's, die hier umgehen und die nicht Ruhe finden können, bis das große, reiche Kloster wieder Eigenthum der Kirche ist und nicht mehr dem Bösen, — dem Napoleon gehört."

„Bst — bst — Weib, sprich so etwas nicht laut," mahnte der Doktor. „Und jetzt geh deiner Wege."

Die Alte hinkte, auf ihren Enkel gestützt, von dannen und der Medikus stand eine Weile zweifelhaft, ob er nun nach Annetten spähen, oder in einem nahegelegenen Dorfe, jenseits des Waldes, erst einige Patienten besuchen solle. Noch war der Kampf ein unentschiedener, als äußerst seltsame Töne von der Kapelle her an sein Ohr drangen.

„Sollte die Alte doch Recht haben?" frug er sich fröstelnd in der ersten Ueberraschung, allein Gespensterfurcht konnte ihn nur vorübergehend befallen, ihn, der die geheimen Kräfte der Natur zu erforschen bemüht war, und unter ihrem mystischen Einflusse Getränke und Salben bereitete. Denn wo seine praktische Erfahrung nicht ausreichte und, was er sich aus wissenschaftlichen Schriften zusammenbuchstabirte, ihm nicht recht klar werden wollte, vertiefte er sich in die Magie, die er aus einem alten Buche in nächtlichen Stunden studirte und sie seinen Begriffen und seiner ärztlichen Weisheit zu vereinbaren strebte. Dabei kam dann nun freilich eine große Verworrenheit in beide, allein gerade das Unfaßliche, was er zuweilen am Krankenbette aussprach und

wohl auch mitunter verordnete, vermehrte bei dem Volke nur den Glauben an seine Geschicklichkeit. Geisterspuk konnte ihn, den Weisen, nicht lange schrecken, und obgleich er keineswegs die Existenz übernatürlicher Wesen abläugnete, sagte es ihm doch ungleich mehr zu, das, was man gewöhnlich für Anzeichen ihres Daseins hielt, in den Einwirkungen geheimer Naturkräfte zu suchen. Von diesen Ansichten unterstützt, ging er auch jetzt nach kurzem Bedenken, mehr neugierig als furchtsam, auf die verfallene Kapelle zu, um sich genauere Kenntniß des Spukes dort zu verschaffen. Im Innern des kleinen Gotteshauses angelangt, hörte er dumpfe Laute unter sich, und jemehr er in den dunkeln Hintergrund der Kapelle trat, desto sonderbarer wurden diese Töne. Er kniete sich auf den Boden und legte lauschend sein Ohr darauf, — da vernahm er ganz deutlich nicht nur Töne, sondern selbst Worte — ja es war ihm, — sogar französische Worte.

Diese Bemerkung benahm ihm das letzte Geisterbangen, denn eine Gespensterconversation in französischer Sprache kam ihm, dem Deutschen, so sonderbar, so komisch vor, daß ihn ein leichtes Lachen bei diesem Gedanken anwandelte; allein diese humo-

ristische Stimmung wich schnell einer ganz unerwarteten Ueberraschung. Der Boden unter ihm wich plötzlich und er sank mit demselben abwärts.

„Halt! halt! Was, der Teufel, ist denn das für eine alberne Geschichte?“ rief er erschrocken, und bemühte sich vergebens auf die Beine zu kommen.

Die Stelle, auf der er kniete, senkte sich in schräger Richtung immer tiefer hinab und er rollte langsam, aber unaufhaltbar, in eine dunkle Grube. Dort angelangt, sprang er jedoch sogleich in die Höhe und sah sich verwundert um; doch erst nach einer Weile ward es ihm möglich, in der Düsterheit dieses Ortes die Gegenstände genauer zu unterscheiden. Vor ihm lag eine Gestalt ohne Zeichen des Lebens und neben ihr, auf einer Stufe, die empor führte, stand ein Mann mit weißem Barte und sah ihn verwundert an.

„Was willst du in meinem Hause, langes Gespenst?“ frug der Wahnsinnige, den Medikus scheu betrachtend.

„Mit Permission,“ erwiderte dieser, den wahnsinnigen Pater erkennend, „sehen will ich, wen Ihr da maltraitirt habt, denn es kommt mir vor, daß ihr etwas Schlimmes im Schilde führt. Ja, traue einer den Narren!“ —

Damit beugte er sich auf die leblose Annette nieder, hob sie empor und erkannte sie mit Entsetzen.

„Schnell da hinweg!“ rief er ganz verwirrt und außer sich dem Pater zu, ergriff ihn an der Kutte, riß ihn von der Stufe herab und schleuderte ihn nach Innen, dann sprang er rasch mit dem bewußtlosen Mädchen hinauf und trug sie hinaus in die freie Luft, bemüht, sie ins Leben zurückzurufen. Endlich seufzte sie bange auf, öffnete das Auge, schauerte zusammen und schloß es wieder.

„Annettchen! Charmantes Mademoisellchen! Erschrecken sie doch nicht mehr, ich bin es ja, der Medikus, ihr treuester Freund,“ flehte er und suchte mit zärtlicher Sorgfalt die Erkaltete zu erwärmen und mit den freundlichsten Worten sie zu beruhigen.

Annette kehrte nach und nach zum Bewußtsein zurück, doch wurde es dem Medikus schwer, sie zu überzeugen, das keine Gefahr ihr mehr drohe, so sehr waren ihre Nerven erschüttert. Als sie sich etwas gefaßt hatte, verlangte sie, schleunigst zu ihrem Vater geführt zu werden, doch ihre Kräfte waren so erschöpft, das der Doctor sie mehr tragen als führen mußte, um mit ihr Mories Wohnung zu erreichen.

Dieser befand sich in der peinlichsten Unruhe und voller Wuth über seinen ohnmächtigen Zustand, der ihn in den Lehnstuhl fesselte. Wie er jedoch Annette erblickte, entfuhr ihm zuerst ein Ausruf des Schreckens, so bleich sah die Arme aus. Laut schluchzend sank sie vor ihm nieder und verbarg ihr Gesicht in seinen Händen. Der Medikus stand verlegen zur Seite und wußte nicht, ob er gehen oder bleiben sollte. Unsicher schwankte er von einem Fuß auf den andern herüber und hinüber, rieb sich die Hände, fuhr sich durch die Haare, doch als Annette nicht aufhörte zu weinen, und er auch so etwas wie Wasser im Auge verspürte, wandte er sich mit einer raschen Schwenkung und einem kurz hingeworfenen „gehorsamer Diener" zur Thüre, um sich eilends zu entfernen. Allein Annette rief ihn zurück und bat ihn, neben ihrem Vater Platz zu nehmen. Als dies geschehen, setzte sie sich auf einem Schemel zu den Füßen der Beiden und erzählte ihnen, nachdem der Medikus das Versprechen unverbrüchlichen Schweigens abgelegt hatte, ihr schauriges Abentheuer, welches damit endete, daß der Wahnsinnige sie beim Oeffnen des geheimen Ausganges zurückgeschleudert habe und als er eben hinaustreten wollte, sie bewußtlos

zusammengesunken sei; sie sah und hörte nicht mehr, wie der Doctor von der herabgelassenen Oeffnung herunter rollte, und er mußte diese letzte Scene ergänzen.

„O pauvre enfant! pauvre enfant!“ klagte Morie, Annettens leichenblasses Gesicht theilnahmvoll streichelnd.

„Pauvre Mademoiselleчen!“ bedauerte der Medikus zu gleicher Zeit und betrachtete mitleidig die feinen aufgerissenen Hände des schönen Kindes.

Sie bemühte sich, beiden freundlich zuzulächeln und dies gab ihren verstörten, bleichen Zügen einen so ungemein lieblichen Reiz, daß sie dem Medikus schöner vorkam, als jemals.

„Ach das waren Stunden, um graue Haare zu bekommen!“ sagte sie, schaudernd bei der Erinnerung, dann aber setzte sie schnell hinzu: „die meinen sind doch schwarz geblieben? Nicht, lieber Vater?“

„Kohl schwarz, wie immer,“ gab der Doctor zur Antwort. „So schön wie früher, nur etwas verworren, nicht so glänzend und keine so schöne Löckchen.“

Annette sprang auf und trat vor den Spiegel.

„Mon dieu, wie häßlich bin ich geworden, ich

kenne mich ja kaum noch," rief sie mit naivem Entsetzen.

„Ganz und gar nicht, allerliebst wie immer," widersprach der Doctor ernsthaft, doch Annette hörte es nicht mehr. Sie war bereits in ihr Kabinet verschwunden.

Als sie allein waren, frug Morie den Doctor, ob er ihm nichts näheres über den wahnsinnigen Pater sagen könne; doch dieser wußte weiter nichts von ihm mitzutheilen, als daß er früher Mönch in diesem Kloster gewesen und schon damals zeitweise für geistesabwesend gehalten worden sei. Bei Aufhebung des Klosters habe man ihn hinweg bringen wollen, doch er sei darüber so außer sich gerathen, daß man ihn der Obhut eines Geistlichen übergeben habe, der einige Stunden von hier entfernt wohne. Dieser habe ihn endlich vermocht, mit ihm in seine Wohnung zu gehen, wohin er auch von seinen Wanderungen immer wieder zurückkehre; zuweilen bringe er lange Zeit bei einem Köhler im Walde zu, oder lasse sich auch an andern Orten blicken. Das Volk halte ihn für einen ganz unschädlichen Menschen, und habe Mitleid mit seinem Zustande. Da er bis jetzt Niemandem etwas zu Leide gethan und mehr

nur für schwachsinnig und wunderlich als verrückt gehalten worden sei, habe man ihn ungehindert gewähren lassen. So sei er auch oft plötzlich im Kloster erschienen und wieder verschwunden und habe dem Geisterglauben, der sich an diese Räume knüpfe, dadurch Nahrung gegeben; es erkläre sich durch den unterirdischen Versteck, den Annette auf so unangenehme Weise entdeckt, jetzt gar manches frühere Wunder des Klosters, wie auch seine neuesten Spukgeschichten.

Morie gerieth in ein sehr finsteres Nachdenken, was der Medikus der fatalen Schmugglergeschichte zuschrieb, wie Annette die anfängliche Begebenheit in dem Gange bezeichnete, und die auch ihn auf das Peinlichste berührte. Er konnte es kaum fassen, daß der Förster und Anton ein so zweideutiges Geschäft begünstigen sollten und diesem zu Liebe selbst auf einen Mann, wie Herr Morie, der Vater einer so liebenswürdigen Tochter, das Gewehr anzulegen.

Zweifelhaft schüttelte er wiederholt seinen Kopf über diese ihm ganz unbegreifliche Geschichte, wußte jedoch keine Gründe aufzufinden, welche die Thatsachen, die Annette selbst mit erlebt hatte, widerlegen konnten. Er schwieg deshalb, und wie über

das Gesicht des Douaniers, zogen sich auch auf seiner Stirne bedenkliche Falten zusammen. Als jedoch Annette wieder zum Vorschein kam, in frischem Kleide und schneeweißem Häubchen, die schwarzen Haare in zierlicher Ordnung, lachte sogleich sein ganzes Gesicht, und als sie ihm gar die Hand reichte, seine herzlich drückte und ihm sagte: „Lieber Doctor, ich bin Ihnen so vielen Dank schuldig, daß ich ihn gar nicht abzutragen weiß. Nennen Sie selbst etwas, was Ihnen recht große Freude machen könnte, liegt es in meiner Macht, soll gewiß Ihr Wunsch erfüllt werden.“ Da klopfte sein Herz voll Wonne und er war nahe daran, ihr den höchsten Wunsch seines Lebens zu offenbaren, doch Herrn Morie's mürrische Miene hielt ihn davon zurück.

„Ich werde Sie beim Wort nehmen, liebes, charmantes Mademoiselchen,“ rief er, aufstehend und mit zärtlichem Drucke seine Hand auf Annettens Haupt legend. Sie faßte seinen Arm und sagte heiter:

„Ich werde Sie eine Strecke Weges begleiten; — sehen Sie, die Sonne bricht eben ein wenig durch den Nebel, sie wird mir nach der langen Schreckensnacht recht wohl thun.“

Sie gingen miteinander längs des Gebäudes hin. Annette hing vertraulich am Arme ihres Retters, wie ein Kind, das sich an seinen Vater anschmiegt, und plauderte freundlich zu ihm empor. Doch plötzlich zuckte sie zusammen, blieb stehen, und ihre Augen flammten einen Augenblick düster auf. Der Doctor hielt es für eine Nachwirkung der überstandenen Schrecken und bat sie, umzukehren und zu ruhen; allein Annette lächelte schon wieder, blieb zwar stehen, plauderte aber noch lebhafter und zuthunlicher als zuvor, und schmiegte sich fester an ihn an. Sie hatte Anton erblickt, der eben die Anhöhe heranstieg und seine Schritte nach ihnen hinlenkte. Als er nur noch eine kurze Strecke entfernt war, sagte sie so laut, daß er es hören mußte:

„Lieber Freund, noch einmal meinen wärmsten Dank für Ihre treuen Dienste.“ Dabei schwang sie sich auf die äußersten Spitzen ihrer kleinen Füße und fuhr freundlich fort: „Und nehmen Sie diesen Kuß einstweilen als kleinen Lohn dafür.“

Der Medikus wußte nicht, wie ihm geschah. Taumelnd, wie halb berauscht, eilte er nach diesem süßen Lohne davon und Annette kehrte nach Hause, ohne Anton zu beachten.

Dieser erblaßte zuerst, dann stieg ihm das Blut in höchster Wallung empor, sein Gesicht dunkelroth färbend, — seine Pulse klopften fast hörbar, die heißen Lebenswellen rasten und tobten, als wollten sie alle Bande zersprengen.

„Herr Medikus, ein Wort!" rief er dem glücklichen Doctor nach, doch dessen blonder Kopf verschwand schon am Abhang des Berges. Annettens Kuß hatte seine langen Schritte wahrhaft beflügelt; der Ruf des Eifersüchtigen drang nicht mehr bis zu ihm. Anton stand einen Augenblick zweifelnd, ob er ihm nacheilen oder seine Wuth und seinen Schmerz in die Waldeseinsamkeit tragen solle. Er entschied sich für das Letztere, denn trotz seiner leidenschaftlichen Stimmung mußte er sich doch eingestehen, daß er mit dem Ersteren sich nur lächerlich machen würde. Aber die Einsamkeit des Waldes beruhigte ihn nicht. Die grauen, blätterlosen Bäume, nur hier und da von dunklem Epheu umrankt, schienen seines Wehes zu spotten. Nirgends winkte ihm freundlich ein hoffnungsgrünes Reis, nirgends zwitscherte ein gefiederter Sänger in Liebessympathie theilnehmend ihm zu. Mit hohlem Brausen nur umsaußte ihn der herbstliche Wind, und in schweren

dunklen Wolken zogen die Nebel über seinem Haupte zusammen und warfen ihm höhnend eisig kalte Schneeflocken entgegen. Er schauerte unter ihrer schneidenden Berührung und dennoch kühlte sich die Gluth seiner Wangen, beruhigte sich das Toben seiner Pulsschläge nicht, ja sein hastiges Umherirren vermehrte nur diesen aufgeregten Zustand. —

Besorgt sah ihm Wilhelmine in die unsteten Augen, als er zur Mittagszeit nach Hause kam. Sie frug ihn auch, was ihm fehle, erhielt aber nur eine mürrische, zerstreute Antwort von ihm. In der Dämmerstunde jedoch, wo sie ihn allein in der Stube wußte und ungestört mit ihm reden konnte, da der Förster ins Dorf gegangen, dort etwas Nothwendiges zu besorgen, und die Försterin noch allerlei in Küche und Keller zu ordnen hatte, trat sie zu ihm, um ihn, den Gespielen ihrer Kindheit, den nahen Anverwandten, den von den Eltern ihr Verlobten zu befragen, was seit einiger Zeit ihn so unruhig mache, und darüber eine bestimmte Antwort von ihm zu verlangen. Sie fühlte, daß sie ein Recht dazu habe; dann auch trieb sie die Sorge um ihn selbst und um das Glück seiner Eltern, das an den einzigen Sohn gekettet war, dazu an. Sie fand ihn am

Fenster stehend; — er starrte unbeweglich in die Nacht hinaus und bemerkte ihr Eintreten nicht. Leise nahte sie sich ihm, legte ihre Hand auf seine Schulter und sprach mit sanfter, doch fester Stimme:

„Anton, du mußt mir sagen, was in deinem Innern vorgeht, — ich denke, daß ich dies von dir fordern darf.“

Er zuckte bei ihrer Berührung merklich zusammen, wandte sich während ihrer Worte rasch nach ihr um und sagte rücksichtslos:

„Wie kann dich dies interessiren?“

„Stehst du meinem Herzen nicht nahe, seit ich als kleines Mädchen in das Haus deiner Eltern kam?“ frug sie mit leisem Vorwurf in Blick und Ton. „Und bin ich nicht deine nahe Verwandte? Liegt mir nicht dein und deiner Eltern Wohl wie mein eignes am Herzen? und bindet nicht uns Alle ein heiliges Band fest zusammen?“

„Du meinst wohl unsre Verlobung?“ erwiderte er fast rauh.

„Nein!“ gab sie ruhig zur Antwort. „Nein, daran dachte ich in diesem Augenblicke nicht. Das Band, das ich meine,“ fuhr sie wärmer fort, „ist unsere gemeinsame Liebe zum Vaterlande, die du

doch mit uns theilst, Anton? — O, sage, daß ich mich in dir nicht täusche, daß du so bist, wie es allein deiner würdig ist und wie ich das Ideal eines jungen Mannes mir denke: begeistert, hingebend, aufopfernd, voll glühender Liebe für die deutsche Sache. Beruhige mich, Anton — nimm mir jeden Zweifel an dir!" Sie faßte seine Hände, ihr Auge strahlte in hellem Glanze und hing sich prüfend an ihn.

Wie schön war sie in dieser Aufregung, das schlanke, blonde Mädchen mit den rosigen Wangen, dem unschuldigen Munde und der hochwogenden Brust! — Anton sah sie verwundert an; sie kam ihm zum erstenmale schön vor, doch fremder, ihm ferner stehend als sonst. Der Gedanke, daß sie seine Verlobte sei, schnürte ihm die Brust zusammen und er dachte weniger an ihre Worte, als daran, daß er sie unnöthiger Weise an diesen Umstand erinnert habe. Doch suchte er, auf ihre wiederholten Mahnungen, ihre Zweifel in Betreff seiner Hingebung an die deutsche Sache zu heben und ging, ohne das nähere Verhältniß zwischen ihnen weiter zu berühren, auf ihre patriotischen Gefühle ein.

Sie sprach immer begeisterter, der Gegenstand

fesselte auch ihn immer mehr, und die Qual seines Liebesschmerzes wurde, für den Moment wenigstens, dadurch zurückgedrängt. — Doch als Wilhelmine seines nahen Scheidens gedachte und ihn beneidete, daß er nun bald nach Deutschland entfliehen dürfe und mit Männern, wie Graumantel, verkehren, regte das Weh seines Herzens sich wieder, und Annettens reizende Gestalt gaukelte plötzlich, bei dem Gedanken der Trennung, sinnverwirrend vor seiner Seele. Wilhelmine entging der veränderte Ausdruck seiner Züge nicht und mit einem Ernste, der weit über ihre Jahre ging, sah sie ihn an und sprach:

„Ich fürchte, du heuchelst nur patriotische Begeisterung, denn es treibt dich nicht mit mächtiger Gewalt, wie es doch sollte, fort von hier, dem französischen Joche zu entkommen, deiner Heimath zu dienen, freudig Leben, Gut und Blut ihr aufzuopfern. Sprich es aus, Anton, welch fremde Macht in dein Inneres eingezogen ist und dich so schwankend, so unsicher erscheinen läßt. Vertraue mir und wir wollen gemeinschaftlich dagegen ankämpfen.“

Sie legte ihren Arm um seinen Nacken und fuhr, da er in düsterem Schweigen verharrte, eifriger fort:

„Suche jeden andern Gedanken zu verdrängen,

als den an Deutschlands Errettung; weihe dich mit ganzer Seele dieser edlen Sache, so, wie er es thut, unter dessen Schutz du entfliehen sollst. Was uns persönlich angeht, uns quält und drückt, ist ja nur ein Atom von Weh gegen den tiefen Gram um das geknechtete Vaterland, und jede Freude, welche sich in unser Herz einschleichen will, kommt mir in so schwerer Zeit wie eine Sünde vor, die bekämpft werden muß. Laß uns Alles vergessen, Anton — Alles — Alles — nur das Wohl des Vaterlandes nicht!"

„Deine Mahnungen sind überflüssig," gab er gereizt zur Antwort. „Ich bin ja bereit, zu thun, was der Vater will, und werde Graumantel hinüber nach Deutschland folgen."

„Diesem Führer darfst du dich freudig anvertrauen!" fiel sie begeistert ein. „Er wird dich sicher leiten!"

„Wenn aber dennoch der Abschied mich schmerzt, — kannst du mir das verargen, Wilhelmine?"

Sie sah ihn eine Weile fragend an: dann sagte sie schnell:

„Das ist egoistisch, Anton, wer wird jetzt an sich selbst denken?"

„Und wenn es egoistisch wäre," fiel er heftig ein, „so kann ich es doch nicht ändern. Der Gedanke, von hier zu scheiden, vielleicht auf immer zu scheiden, ist mir ganz unerträglich, aber das begreifst du nicht, deren Herz nur von Patriotismus erfüllt ist, und die Liebe nicht kennt, die glühende, heiße Liebe zwischen Mann und Weib."

„Liebst du denn so, Anton?" frug sie überrascht, und ihr Herz schlug schneller.

„Ja, so liebe ich, kaltes Mädchen," sprach er leise in gedrängter Rede, „liebe mit verzehrender Gluth, — liebe bis zum wahnsinnig werden, — bis zur höchsten Seelenlust und unaussprechlichen Qual, — ich hoffe, ich glaube, ich schwelge in Himmelswonne — und verzweifle dann wieder — muß fürchten und zagen, daß ich nicht geliebt, ja verspottet, verachtet bin."

„Wer verspottet, wer verachtet dich, Anton? Du sprichst ganz verwirrt."

„Sie, die ich liebe, die ich anbete; — o sie freut sich wohl gar, wenn ich scheide, bleibt kalt, wenn ich verzweifle."

Er bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen,

und sein ganzer Körper zitterte unter dieser leidenschaftlichen Aufregung.

„O, sprich nicht so, — so habe ich dich ja noch nie gesehen," bat Wilhelmine. Ihre Stimme bebte, sie fühlte sich befangen, verwirrt dieser Leidenschaft gegenüber, deren Gegenstand sie zu sein wähnt, doch suchte sie sich schnell zu fassen, und sagte:

„Ich glaubte, du denkest des Bandes kaum, das uns zusammenkettet, da auch ich es fast vergaß. Vergieb mir Anton! Ich dachte nicht, daß du mich so — so lieben könntest."

„Denke auch nicht weiter darüber nach," bat er hastig, den Irrthum seiner Verlobten mit Schrecken gewahrend. Er wollte davoneilen, doch sie hielt ihn zurück und sagte mit rührendem Ernste:

„Bleibe, gehe nicht. Nun ich deine Liebe erkannt habe, jeder Zweifel mir darüber entschwunden ist, sollst du nicht mit der Befürchtung scheiden, mein Herz sei unempfindlich dafür. Nein, Anton. Der Wille meines Vaters ist mir heilig, lieb und werth, gewiß, ganz gewiß, ich bin dir gut, Anton, und werde deiner stets in Liebe gedenken und dir einst gerne als treues Weib fürs ganze Leben angehören; — doch laß uns schwören, erst dann an unser eigenes

Glück, an eine Verbindung zwischen uns zu denken, wenn kein französischer Fuß mehr diesen Boden betritt, als hätte er ein Recht daran, und wir wieder freudig ausrufen können: „Auch hier ist freie deutsche Erde! Sieh —“ fuhr sie schwärmerisch fort: „dort treten eben einzelne Sterne zwischen dem dunkeln Gewölke hervor; laß uns bei ihrem heiligen Scheine Liebe und Treue schwören, — doch, ehe uns selbst, gehöre dem Vaterlande unser Leben, erst ihm laß uns Treue schwören, dann uns.“

Sie hielt die rechte Hand feierlich empor, die linke legte sie aufs Herz und ihr Blick hing sich erwartungsvoll an seine unruhige Miene. Als er zögerte, senkte sich der feurige Strahl ihres großen, blauen Auges flehend in das seine.

„Schwöre,“ sprach sie bittend und befehlend zugleich. „Schwöre, dem Vaterland zu leben, schwöre ihm treue Liebe, — dann uns.“

In seinen Zügen malte sich ein innerer Kampf. Er wollte sie nicht täuschen und doch war es ihm unmöglich, sie so tief zu kränken und ihr zu sagen: nicht dich, meine Verlobte, liebe ich, — ich liebe eine Andere, ein Mädchen — in dem du eine Feindin siehst; — es war ihm unmöglich, es ihr jetzt zu sa-

gen, wo sie an seine Liebe glaubte, ihm dies gesagt, und ihm Liebe und Treue gelobte. Von dem beengenden Momente und ihrer feierlichen Weise bezwungen, hob sich sein Arm langsam empor und er sprach ihr nach:

„Ich schwöre, dem Vaterlande zu leben, — treu ihm zu sein und" — er stockte — — Draußen auf der Terrasse erschallte Annettens helle Stimme, ein munteres Liebesliedchen singend.

„Und unserer Liebe!" ergänzte Wilhelmine mit feierlichem Tone. Er faßte fast schmerzhaft ihren erhobenen Arm und drückte ihn nieder. Auf seiner Lippe schwebte das Geständniß seiner Schuld, doch hinter ihnen stand der Förster, dessen Eintreten sie nicht bemerkt hatten, ergriff ihre Hände, legte sie in einander und sprach gerührt:

„Euer Bund ist längst von den Eltern gesegnet, meine Kinder, allein Liebe erst giebt ihm die rechte Weihe. Ich vernahm euren Schwur, — Gott sei mit euch immerdar."

In Antons Innern kämpfte es wild und wirr durcheinander. Des Vaters gebietende Gestalt flößte ihm Ehrfurcht ein; — Wilhelminens Gefühle verlangten Schonung, und doch war es ihm, er müsse

Alles mit Füßen treten und laut ausrufen: eure Wünsche sind mir ein Gräuel, — ich liebe Annetten, die Französin, die ihr haßt, — in ihr liegt mein höchstes Glück, sie soll mein werden, sie allein, niemals eine Andere. Er entriß sich der Hand seines Vaters, doch dieser schlang die Arme um ihn und drückte ihn an sein Herz.

„Nur kurze Zeit ist dir noch vergönnt, bei deiner Braut und deinen Eltern zu verweilen,“ sagte er weich; „laß uns diese Stunden festhalten und sie noch recht innig zusammen verleben, denn der Abschied ist nahe, es ist Alles dazu vorbereitet.“

Bei diesen Worten zog er ein Papier aus der Tasche und reichte es Wilhelmine. Sie faltete es hastig auseinander und rief freudig:

„So ist es also gelungen, Vater, du hast einen Paß für Anton bekommen, der ihn ungehindert ganz offen, ohne Gefahr von hier weggehen läßt?“

„Ja,“ erwiderte der Förster. „Man machte zwar Schwierigkeiten wegen der baldigen Conscription, doch nahm man endlich meine Bürgschaft für ihn an.“

„Aber Vater, ich soll ja nicht wiederkehren?“ bemerkte Anton mit Bangen.

„Das verhüte auch Gott!“ gab der Förster ru=

hig zur Antwort. „Du wirst drüben verschwinden, sterben. Für eine gültige Bestätigung dessen sorgt Graumantel.“

„Sterben, Vater, — scheintodt sein?“ rief Anton mit Widerwillen. „Ist solche Täuschung auch recht?“

„Wer wird spitzfindig grübeln, wenn es sich um die höchsten Interessen handelt? — Du stirbst nur für Frankreich und erwachst mit dem ersten Siege der Deutschen wieder.“

„Und wenn diese Siege ausbleiben, Vater?“

„Zweifler,“ rief der Förster unwillig. „Nicht zweifeln, vertrauen, fest vertrauen mußt du!“

„Und wenn wir dennoch uns täuschen sollten?“ fuhr Anton nach einer Pause mit dumpfer Stimme fort, „wenn Deutschland untergeht?“

„Dann, mein Sohn, wollen auch wir sterben, wir wollen das theure Vaterland nicht überleben.“

„Sein Untergang sei auch der unsrige!“ setzte Wilhelmine andächtig hinzu, sich fest an den Förster anschmiegend.

Er hielt die beiden Kinder umfaßt. Eine Thräne trat in sein Auge, allein schnell sie trocknend, sprach er voll Zuversicht:

„Wie kleinmüthig sind wir doch, wenn persönlicher Schmerz uns bemeistert. Weg damit! Deutschland wird nicht untergehen, kann es nimmermehr. In dem Volke selbst, seinem innersten Kern, in der von seinem ersten Anfange an selbstständigen, nationalen Kraft liegt sein Fortbestehen fest begründet. Und alle Stürme, die darüber hingehen, alle Schmach, die Deutschland erdulden muß, alle Erniedrigung, welche es nieder drückt, werden diese Kraft nicht brechen; sie ist der unsterbliche Theil, der schützende Geist unsres Vaterlandes. Er regt sich auch jetzt allenthalben mit geheimer Macht, ja er kündet sich bereits laut an in den Worten und Thaten seiner edelsten Männer; er wird einst alle Schmach abschütteln und Deutschlands Zukunft sicher stellen. In dieser liegt auch euer Glück, meine Kinder, — und gewiß, wir werden uns einst wieder froh zusammenfinden.“

Wilhelmine war auf die Knie gesunken, faltete die Hände und blickte begeistert zu dem Sprecher empor. Ihre Wangen glühten, ihre Brust wogte, und aus ihrem kleinen rosigen Munde sprudelten exaltirte Worte, wie sie nur in einem schwärmerischen, in Einsamkeit und romantischer Richtung her-

angereiften Gemüthe eines sechzehnjährigen Mädchens entstehen konnten. So wunderbar schön sie jedoch auch in ihrer patriotischen Begeisterung war, so edel sich diese bei ihr zeigte und so rührend sie in ihrer Heimathliebe erschien, machte sie doch auf ihren Verlobten keinen glücklichen Eindruck. Solche Exaltation kam ihm an einem so jungen, zarten Wesen allzu fremdartig vor, die einfache häusliche Umgebung paßte nicht recht zu Wilhelminens leidenschaftlicher Bewegung, die wohl geeignet war, bei außergewöhnlichen Zusammenflüssen auch das kälteste Gemüth unwiderstehlich hinzureißen, ihn aber hier und besonders jetzt, wo seine Vaterlandsliebe noch mit dem glühenden Verlangen seines zwanzigjährigen Herzens im Kampfe lag, unmöglich begeistern konnte. Im Gegentheil, seine gereizte Stimmung steigerte sich dadurch und mit spöttischem Anfluge frug er sie:

„Was sagt denn die Mutter zu deinen exaltirten, patriotischen Gefühlen? Vertragen sich denn dieselben mit ihrem einfachen Sinn, der in dem Hause seine ganze Welt findet?"

Wilhelminens glühende Wangen entfärbten sich etwas, sie erhob sich und, ihr strahlendes Auge senkend, erwiderte sie mit sanfter, fast leiser Stimme:

„Du hast recht, ich gehe oft zu weit in meiner Begeisterung, aber seit ich Graumantels Worten lauschte, seit er zu uns kommt, will der Saame, den längst schon der Vater in mein Herz streute und der mit lebendiger Kraft darin keimte, oft mit unwiderstehlicher Gewalt an das Tageslicht hervorbrechen. Glaube übrigens nicht, daß ich darüber meine häuslichen Geschäfte versäume, ich thue stets pünktlich, was mir die Mutter aufträgt. Ich will auch jetzt zu ihr gehen und sehen, ob sich noch ein Geschäft für mich findet."

Sie verließ die Stube und auch Anton fand eine Ausrede zu seiner Entfernung. Der Förster wägte diese nicht strenge ab, da er glaubte, er wolle die Mutter in der Küche aufsuchen, um seiner Verlobten wieder nahe zu kommen. Er schaute nicht tiefer in seines Sohnes Herz und freute sich, endlich den Grund seiner bisherigen Verstimmung gefunden zu haben, die er nun durch Wilhelminens Geständniß ihrer Liebe gehoben wähnte. Der Schwur aus ihrem Munde, den er bei seinem Eintritt vernommen, war ihm der sicherste Beweis, daß sich die jungen Herzen in Liebe zusammengefunden und das Band, das sie vereine, dadurch ein vollkommen

glückliches geworden sei. Nach Antons Rückkehr aus der Fremde waren Zweifel deshalb in ihm entstanden, und es erleichterte ihn wahrhaft, daß diese sich nun so glücklich gehoben. Antons Mahnung an des Mädchens häusliche Pflichten war ihm, da ihr exaltirtes Wesen in der neuern Zeit ihm selbst eine gefährliche Höhe anzunehmen schien, nicht unerwünscht.

Anton, dem die nun so offen ausgesprochene Verlobung mit Wilhelmine, wie der Gedanke, von ihr geliebt zu sein, im höchsten Grade peinlich war, eilte hinaus ins Freie, die beklommene Brust zu erleichtern. Seine Schritte führten ihn zu der Terrasse, woher Annettens Stimme gekommen. Er vernahm sie wieder in ungemein süßer Melodie, nur etwas ferner, näher der Wohnung Mories. Mit der schnell wechselnden Stimmung eines liebenden Herzens, das zwischen den quälendsten Zweifeln und den entzückendsten Hoffnungen hin- und hergaukelt, sagte er sich, daß Annettens Gesang ihm gelte, dieser holde Liebesruf für ihn sei. Die Pein der letzten Stunde entwich im Fluge unter den Tönen dieser reizenden Sirenen-Stimme, die so verführerisch lockte, und er antwortete ihr in schnellem Verständniß. Neckende Töne riefen ihm darauf wieder süße Worte zu. Sie war-

tete mein, jubelte sein Herz — und er eilte ihnen nach. Dort durch die Dunkelheit schimmerte ihr weißes Häubchen, flatterte ihre helle Schürze, — oder winkte sie gar mit einem Tuche ihm zu? —

„Annette, theuerste Annette!“ stammelte er ihr in trunkener Freude entgegen.

„Ach, Anton, Sie sind es!“ klang es halb freudig, halb schmerzlich zurück.

Er breitete die Arme nach ihr aus, — schon glaubte er sie zu fassen, — da entschlüpfte sie ihm, — und war verschwunden.

„Annette!“ rief er ihr nach. „Liebe Annette! Nur ein Wort!“

Aber Annette kam nicht zurück. Ihre Stimme, ihr Lachen drang jetzt aus der nahen Stube ihres Vaters. Anton stand vor demEcksteine, auf dem er schon einmal in dieselbe gespäht, er wagte den Versuch wieder. Aber die Vorhänge waren heute viel dichter zugezogen und es kostete ihn Mühe, einen unsichern Blick durch eine kleine Spalte derselben zu werfen; doch entdeckte er den Medikus neben Mories Lager, Annette auf einem Schemel zu seinen Füßen. Sie scherzte vertraulich mit dem Doktor, ja er glaubte selbst zu bemerken, daß sie wiederholt

recht zärtlich dessen Hand drücke. Das schon erregte eifersüchtige Gefühl erwachte mit verstärkter Macht, und wühlte mit der selbstquälerischen Weise dieser unseligen Leidenschaft recht peinlich in seiner Brust.

„Ob sie ihn wohl wieder geleitet, jetzt in dunkler Nacht?" murmelte er zähneknirschend und der Kuß, den er heute Morgen gesehen, brannte mit stechendem Schmerze in seinem Herzen. Er stieg von dem Steine herab und stellte sich lauernd neben die kleine Hinterpforte. Allein sein glücklicher Nebenbuhler wollte nicht kommen, — er verweilte so ewig lange bei Annetten, wie es seiner eifersüchtigen Phantasie vorkam, die sich in diesen Momenten des peinlichsten Harrens eine ganze Welt voller Liebesglück für den unschuldigen, bescheidenen Medikus ausmalte. Endlich that sich die Thüre auf und tief sich bückend, trat der lange Mann heraus. Annette leuchtete sorgfältig über die Stufen, die er mit einem Schritte herabstieg und sah ihm dabei mit zärtlichem Lächeln nach, indem ihr Blick verstohlen zur Seite gleitete.

„Ei, so geben Sie mir doch noch einmal Ihre Hand!" rief sie mit freundlichem „gute Nacht" dem Doktor nach, der sich eben entfernen wollte.

Rasch drehte er sich wieder um, und da sie auf der obersten Stufe stehen geblieben war, kam sein Kopf in demselben Höhemesser mit dem ihren. Sie lachte ihn so zutraulich an, drückte ihm so herzlich die Hand, daß er stotternd es wagte, sie an den Abschiedskuß von heute Morgen zu erinnern und um gleiche Gunst auch jetzt zu bitten. Nach kurzer Ueberlegung und nach einem abermaligen Blick zur Seite, reichte sie ihm die Wange hin, die er, etwas vorwärts sich neigend, bescheiden mit seinen Lippen berührte, — dann lief er, wie electrisirt, davon und war pfeilschnell um die Ecke des Hauses verschwunden. Ebenso schnell aber trat auch Anton aus seinem Verstecke hervor, ergriff Annettens Hand, zog sie die Stufen herab und machte ihr, zitternd vor Wuth und Liebesschmerz, die heftigsten Vorwürfe. Ohne ein Zeichen des Widerstrebens ließ sie diesen Sturm über sich ergehen, dann seufzte sie achselzukkend und frug ihn, welches Recht er denn habe, so mit ihr zu verfahren.

„Waren Sie denn nicht immer freundlich mit mir?“ entgegnete er heftig. „Haben Sie mir nicht Blumen geschenkt, als Zeichen Ihrer Huld? Nicht heiter mit mir gescherzt und so freundlich, ja

zärtlich mit mir gelächelt? Und wenn ich am frühen Morgen in den Wald hinausging, standen Sie nicht schon jedesmal in Ihrem Garten und riefen mir, guten Morgen lieber Anton zu? Und dort drüben, im Schatten der Bäume, haben wir da nicht oft stundenlang mit einander geplaudert, uns die Hände gedrückt und — —"

„Doch nicht von Liebe gesprochen?" fiel Annette rasch ein.

„Bedarf denn die Liebe der Worte?" fuhr er feurig fort. „Lag es nicht in unsern Blicken, unsern Mienen, in jedem unserer Gedanken, in jedem Herzschlag deutlich ausgedrückt, daß wir uns lieben? Ja, leugne es nicht, Annette, du liebtest mich, — liebst mich noch, — du triebst nur ein grausames Spiel mit mir. O, bringe mich nicht zur Verzweiflung. Sag es jetzt, sprich es aus, daß du mich liebst!"

Er sank zu ihren Füßen, umfaßte ihre Knie und stammelte flehende Worte. Annette erbebte, — das leidenschaftliche Gefühl, welches, durch Eifersucht noch mehr gesteigert, sich so ungestüm bei ihm äußerte und das in ihrem Herzen längst einen Nachklang gefunden hatte, wollte ihre Zweifel besiegen,

ja selbst die Thatsachen ableugnen, welche sie mit angesehen. Ihr Herz schlug immer heftiger, ihre berechnete Fassung und Koketterie drohte sie zu verlassen, ein unnennbar banges und doch so seliges Gefühl wollte sie mit süßer Gewalt überkommen und jede andere Regung, jeden Vorsatz verdrängen; — die Allmacht der Liebe bezwang ihr junges Herz, die Gluth seiner Bewegung sprühte durch ihren Körper und schon beugte sich willenlos ihre zierliche Gestalt nach dem Knienden hin, falteten sich zitternd ihre Hände über seinem Haupte, es zu fassen, zu drücken, es emporzurichten, dem ihrigen entgegen, aber noch ehe der bewältigenste Moment eintrat, wo Aug in Auge sich senkte, Gluth um Gluth sich tauschte, klang von dem Rheinufer herauf das eigenthümliche Pfeifen, welches Annette für ein Zeichen der Schmuggler hielt, — und ein eisiger Hauch zog durch ihr Herz. Ihre Arme sanken schlaff herab, ihr Kopf bog sich in lauschender Haltung zur Seite, indem sie, rasch einige Schritte zurücktretend, sich Antons umschlingenden Armen entriß. —

„Annette!“ flehte er, außer sich durch diese abwehrende Bewegung. „Annette, ich beschwöre dich, bleibe. — Ich habe dir vieles zu vertrauen. — Sieh

ich muß in kurzer Zeit fort von hier, scheiden von dir vielleicht auf lange, lange. — O sei barmherzig und gieb mir den Glauben an deine Liebe mit, die meine ist ewig dein. Laß mich nicht in Verzweiflung von dir gehen, sage mir, daß du mich liebst, und ich will dir vertrauen, ganz vertrauen, — deinem Herzen alles vertrauen."

„Sie gehen fort von hier? Und wohin gehen Sie denn?" frug sie fast athemlos.

„Hinüber nach Deutschland," gab er schnell zur Antwort.

Und weshalb gehen Sie, aus welchem Grunde, warum auf unbestimmte Zeit? frug sie aufmerksam und bemüht, sich zu fassen.

„Mein Vater hat es so bestimmt," gab er schwankend zur Antwort. „Es wäre gut, Alles gut, wenn deine Liebe mir folgte. — Laß uns in treuer Liebe einander angehören, Annette. Was hat denn auch alles Andere mit diesem Gefühle zu schaffen?"

Annette gab ihm hierauf keine Antwort, es kostete sie unsägliche Mühe, ruhig zu bleiben; nach einer kleinen Pause frug sie kaum hörbar:

„Wann werden Sie reisen?"

„Zu Neujahr.“

„Was ist denn der Zweck Ihrer Reise?“

„Frage nicht darnach,“ bat er mit unsicherer Stimme, „laß nur von unsrer Liebe uns sprechen und glaube mir, daß ein guter Zweck mich von hinnen treibt.“

„So sagen Sie es offen, was es ist,“ gab sie ihm kalt, fast höhnend zur Antwort.

Da fiel ihm plötzlich ein, daß sie Mories Tochter sei, des Feindes seines Vaters und aller Deutschgesinnten, und in dem befangenen Tone, der bei wahrheitsliebenden Menschen die Lüge sogleich verräth, besonders geliebten Personen gegenüber, stotterte er: „Familienangelegenheiten, Rücksichten —

„Sie sind ein Lügner, ein Heuchler,“ unterbrach sie ihn heftig. „Ein — Verräther“ — das verachtete Wort „Schmuggler“ brachte sie ihm gegenüber nicht hervor.

„Ein Unseliger bin ich, dessen Inneres zerrissen ist,“ fiel er ein, „den Pflicht und Liebe“ — —

„Pflicht und Liebe“ — höhnte sie, eine saubere Pflicht ist es, die Sie von hinnen treibt! Mich täuschen Sie nicht, ich habe Sie und Ihr Treiben er-

kannt, ich durchschaue Sie — und meine Verachtung folgt Ihnen nach."

„Annette!" rief er mit Schmerz und Schrecken. „Annette, ich beschwöre dich, sage dir, — o höre mich erst an, ehe du mich verdammst, — ehe du vorschnell meine Worte deutest."

„Nicht weiter," brauste sie auf. „Es ist genug, übergenug. Ich hasse, ich verabscheue Sie vom Grund meiner Seele, ja mehr noch, hasse ich Sie, weit mehr, als ich Sie geliebt habe. Ich habe Sie geliebt, — Sie sollen es jetzt wissen, wollte Ihnen in Liebe und Treue für das ganze Leben angehören; — nun aber, seit ich Ihre wahre Gestalt erkannt habe, kann ich Sie nur noch verachten, — und das Leben, das ich Ihnen weihen wollte, gehört jetzt andern Zwecken. Wir sprechen uns heute zum letztenmale."

„Nein Annette, das kann nicht sein, — das kannst du nicht wollen," widersprach er leidenschaftlich und griff nach ihrer Hand, doch sie entriß sich ihm, sprang rasch die Treppe hinan und warf die Thüre ins Schloß.

In Liebesverzweiflung sank er davor nieder.

Annette kehrte in großer Aufregung zu ihrem

Vater zurück, der über ihr längeres Verweilen bereits unruhig geworden war und sie besorgt nach der Ursache frug. Sie theilte ihm ihr Zusammentreffen und theilweise auch ihre Unterredung mit dem Förstersohne mit; — das, was sie während derselben Süßes und Bitteres empfunden, verschloß sie in ihr Inneres, — nur ihre Verachtung gegen den jungen Schmuggler sprach sie lebhaft aus, wie die Vermuthung, daß er im Interesse dieses unsauberen Geschäftes sich von hier entfernen wolle. Der Douanier schien jedoch nicht dieser Ansicht zu sein, er befrug sie noch einmal sehr genau um jede Aeußerung Antons und verfiel dann in finsteres Nachdenken. Nach einer Weile verlangte er Schreibzeug, erhob sich trotz Annettens Bitten von seinem Lager und schrieb einen Brief, den er am andern Morgen nach der Hauptstadt des Departements durch einen ihm untergebenen Douanier sandte. Bald darauf wurden die Douanenposten längs des Rheinufers um das dreifache verstärkt und man flüsterte sich ängstlich zu, daß geheime politische Umtriebe mit dieser Maßregel in Verbindung stünden; doch blieb Alles so ruhig wie zuvor, und die verstärkten Posten schienen nur bestimmt, die kecken Schleichhändler strenger zu überwachen.

Nach einigen Wochen war Morie wieder ziemlich hergestellt; zwar schmerzte ihn der verletzte Fuß noch etwas, allein es duldete ihn nicht länger mehr zu Hause. Vergebens waren Annettens Bitten und des Medikus bedenkliche Mahnungen, die anstrengenden kalten Strapazen noch zu vermeiden. Mories erster Gang war nach der Waldkapelle, doch er konnte keine Spur einer Versenkung entdecken, noch irgend sonst ein Anzeichen einer Verbindung mit dem geheimen Gange. Da es in Mories Instruktionen lag, nicht durch auffallende Schritte die geheime Stellung, die er neben seinem Posten als Douanenaufseher noch inne hatte, ohne die größte Nothwendigkeit zu verrathen, beschloß er, den geheimen Durchgang vorerst nur sorgfältig überwachen zu lassen, wie er auch ganz im Stillen zu bewirken suchte, Antons Abreise nach Deutschland, deren Grund er ahnte, zu hintertreiben. — Im Geheimen zwar hätte er gerne das unterirdische Gewölbe inspizirt, allein dies wäre wohl nur durch den wahnsinnigen Pater möglich gewesen und dieser hatte sich seither nicht mehr gezeigt, auch brachte der Medikus die Kunde, daß er in einem schlimmen Anfalle seiner Aufsicht entflohen und sich irgendwo versteckt halten müsse.

So blieb Morie im Augenblicke nichts zu thun übrig, als mit seinen Untergebenen den Rheinübergang, und besonders die Umgebung des Klosters scharf zu beobachten, was ihm jedoch keine außergewöhnliche Entdeckung bringen wollte.

Der Medikus kam indessen noch täglich, um nach Mories Fuß zu sehen, obgleich er ihn nur selten mehr zu Hause traf. Annette mußte Bericht erstatten, wie es dem Vater ergehe, und die Mittheilungen aus so holdem Munde zogen den Doctor immer wieder die Anhöhe hinauf. Doch immer noch wagte er die verhängnißvolle Frage nicht auszusprechen, und sonderbar, je vertraulicher die kleine Französin mit ihm verkehrte, desto unmöglicher wurde es ihm, sie um ihr Herz und ihre Hand zu bitten. Das Gefühl, — obgleich er sich dasselbe nicht zu bestimmter Gedankenfolge zusammen combinirte — das Gefühl einer nicht ausfüllbaren Kluft zwischen sich und ihr, zwischen ihrer frischen Jugend und seinen langjährigen Gewohnheiten beherrschte immer stärker seine Wünsche und Entschlüsse, und stritt sich, bei seiner natürlichen Gutmüthigkeit, sehr entschieden um den Sieg mit ihnen.

Annette jedoch, in deren Herz ein künstlich ge-

steigerter Haß gegen Anton der Liebe zu ihm in leidenschaftlicher Weise opponirte, verlangte nach Rache, nach einer recht fühlbaren Rache, die er noch vor seiner schmählichen Entfernung empfinden sollte, und sie zu dem Beschlusse brachte, sich ihm noch als Verlobte des Medikus zu zeigen. Sie erhöhte deshalb ihre Freundlichkeit gegen denselben, und in einer vertraulichen Abendstunde kam es, durch ihre Veranlassung, zwischen ihnen zu einer bestimmten Erklärung und Verabredung. Annette versprach dem unschlüssigen Bewerber, nie einem andern Manne als ihm angehören zu wollen, und von jetzt an seine Braut sich zu nennen, dagegen mußte er jedoch geloben, nie von Hochzeit zu sprechen und den Zeitpunkt einer solchen Verbindung ihrem Gutdünken allein zu überlassen. Der halb glückliche, halb verlegene Bräutigam ergab sich gutmüthig in sein Geschick, das ihn nun täglich mit der hübschen Französin zusammenbrachte; er wurde von ihrer schönen Hand gestreichelt, bekam wohl auch zuweilen einen flüchtigen Kuß, und empfand so eine recht angenehme Entschädigung für frühere Wünsche, die ohnedies ja schon von ihrer Lebhaftigkeit eingebüßt hatten. — Damit gab er jedoch den Gedanken keineswegs ganz

auf, Annette noch eines schönen Tages seine Hausfrau zu nennen, indessen war er mit dem von ihr getroffenen Arangement zufrieden. Morie war dies viel weniger und willigte nur widerstrebend in Annettens Wünsche ein, erst dann, als sie ganz entschieden darauf bestand. Die Verlobung von des Douanenaufsehers schöner Tochter mit dem berühmten Doctor Gallus wurde gleich nachher in der ganzen Umgegend bekannt und verfehlte nicht, auch Antons Ohr, für das sie hauptsächlich bestimmt war, zu erreichen. —

Die Erde bekleidete sich indessen mit einem dichten, weißen Kleide, das die Wintersonne mit zwar unhaltbaren, doch glänzenden Brillanten schmückte. An hellen Tagen nahm und gab sie Tausende davon, spielte mit ihnen in kalter und vornehmer Freude, bis der frühe Abend sie verscheuchte, oder südliche Lüfte ihres nordischen Prunkes lachten und ihn in trübe Gewässer verfließen ließen. Aber die Winde aus Nord und Ost rächten stets diesen neckischen Hohn, jagten den flüchtigen Eindringling wieder aus den befreundeten Fluren, und legten ihnen das reine weiße Winterkleid dann nur um so fester an. — So lag die Landschaft viele Wochen lang in stiller, doch eintöniger Ruhe,

selbst der Himmel nahm eine matte grauweiße Färbung an und die Sonne schien ihrer kalten Freuden müde zu sein, denn nur selten sah sie noch mit hellem Blicke auf die frostumfangene Erde nieder.

Solcher Monotonie der winterlichen Natur entsteigt stets wie ein himmlischer Gruß das heilig schöne Weihnachtsfest. Seine gemüthliche Freude, von religiöser Weihe gehoben, sein tiefer Ernst, wie seine harmlosen Scherze, seine Lust und sinnigen Spielereien gehören ganz besonders dem nordischen Leben an; sie sind hauptsächlich dem deutschen Gemüthe eng verbunden, das tief und innig, froh und fromm, einfach und treu sich überall zeigt, wo fremder Einfluß es nicht verkümmert, oder religiöser Fanatismus es nicht beherrscht, und das seinen liebsten und heiligsten Wohnsitz im Familienleben aufgeschlagen hat, seinen höchsten Genuß in Familienfesten findet, besonders in solchen, denen die Religion eine höhere Bedeutung giebt; gleichsam die geliebten irdischen Freuden in eine recht vertrauliche, recht fühlbare Harmonie mit dem liebreichen Walten des himmlischen Vaters bringt und, so zu sagen, eine vermittelnde Brücke herüber und hinüber zwischen dem Diesseits und Jenseits bildet.

Die Försterin und Wilhelmine arbeiteten emsig, um die Freuden des Christabends mit sinnigen Ueberraschungen zu erhöhen. Unter den geheiligten Tannenbaum sollte kein Weh treten, nicht einmal des nahen Abschiedes gedacht werden. Dieses heilige, heitere Fest war bis jetzt immer ungetrübt in seiner reinen, kindlichen Freude bei ihnen begangen worden; selbst in den trüben Jahren, wo politische Wirren das Vaterland zerrissen, mußte dieser eine Abend unberührt von allen herben Mahnungen bleiben. Wenn der schöne, grüne Baum mit seinen Lichtern und seinem bunten, flimmernden Schmucke in der Stube stand, wurde es der Försterin immer gar wunderbar wohl zu Muth und selbst von der Stirne ihres Mannes entflohen alle finsteren Falten. Im hellen Glanze des Christbaumes spiegelten sich ihnen die glücklichsten Erinnerungen, knüpfte sich eine lange Reihe heiterer Familienereignisse, standen so viele liebe Gesichter, die längst das Grab bedeckte, mit frischen Mienen wieder auf, und lächelten zu ihrer Freude. — War es doch dasselbe Fest, daß sie mit denselben freudig frommen Empfindungen im lieben Familienkreise mitgefeiert; wie damals hing der glänzende Schmuck, die süßen Naschereien an den grü-

nen Zweigen, strahlten die unzähligen Lichter in heilig hellem Glanze. Und gerade so, wie einst im Elternhause sie gethan, erfreuten sich stets Anton und Wilhelmine in kindlicher Lust des strahlenden Weihnachtsbaumes. So sollte es bleiben, auch diesesmal sollte die hehre Feier eine ungetrübt glückliche Stunde bringen. —

Allein der nahe Abschied von Anton, der am tiefsten das Mutterherz bewegte, widersprach zu sehr diesem Vorsatze. In die Augen der Försterin stahlen sich heimliche Thränen, welche die nahende Freude nicht zu verdrängen vermochte, und die nur immer wieder der Gedanke bezwang, den Sohn vor dem größern Unglücke zu bewahren, in französische Dienste treten zu müssen und so vielleicht einst als Feind der lieben deutschen Heimath zu nahen. Doch auch dieser Gedanke verscheuchte nur vorübergehend das Weh der Trennung, und je näher die Freude des Weihnachtsabends kam, desto heftiger empörte es sich gegen jede rohe Regung.

Auch Wilhelmine quälte eine schmerzliche Unruhe, die jedoch nicht der Gedanke an Antons Scheiden, sondern sein unsicheres und verstörtes Benehmen hervorrief, das ihre Zweifel bestärkte, er hänge der

Sache, für welche ihre Seele schwärmte, nicht so an, wie sie es allein seiner würdig hielt, — daß, wie sie annahm, glühende Liebe zu ihr seine patriotischen Gefühle niederdrücke, versetzte sie in die peinlichste Stimmung. Sie hielt eine solche Beherrschung von persönlichen Gefühlen und Wünschen für Unrecht und im höchsten Grade egoistisch, doch während ihr schwärmerischer Patriotismus sich mit Anton durchaus nicht befreunden konnte, wollte doch wieder etwas in ihr zu seinen Gunsten sprechen; es waren dies die schwächeren, aber natürlicheren Empfindungen ihres Geschlechts, die sich in keinem weiblichen Herzen verläugnen, der wichtigsten Gründe und Reflexionen ohngeachtet ihre Rechte behaupten, und nie ganz ungerührt von einer heftigen Liebesleidenschaft bleiben. Wilhelmine fühlte Mitleid mit Anton, und dieses Gefühl, das bei dem Weibe so häufig den Uebergang zur Liebe bildet, hätte auch ihr Herz ohne Zweifel dahin geleitet, wenn es nicht bereits ein ander Bild in sich getragen.

So blieb ihre Empfindung für Anton, zum Glück für ihr junges Herz, nur mitleidige Theilnahme, selbst trotzdem, daß sie sich Mühe gab, eine zärtlichere Stimmung für ihn hervorzurufen und eine roman-

tische Schwärmerei wieder zu erwecken, die sie pflichtschuldig einst seinem Andenken weihte, als man ihr, — noch ein halbes Kind — entdeckt, daß sie seine bestimmte Braut sei, und er dann längere Zeit aus dem Elternhause entfernt wurde. Allein vergebens suchte sie in ihm das Ideal ihrer Fantasie wieder zu finden, und ihr Herz gerieth in Widersprüche, die sie unruhig und befangen machten. —

Des Försters ernstes Gesicht und gerade Haltung blieben allein sich gleich. Sein Leid, den Sohn auf unbestimmte Zeit zu verlieren, milderte, ja verdrängte fast gänzlich die Freude, ihn unter dem Schutze eines Mannes, dem er unbedingt vertraute, der französischen Herrschaft zu entreißen. Er selbst hätte längst gerne das linke Rheinufer mit dem rechten vertauscht, wenn nicht seine Stellung hier ihn zu einem nützlichen Gliede einer Verbindung gemacht hätte, die in stetem Verkehre mit den geheimen, patriotischen Vereinen in Deutschland geblieben, und die hier wie drüben auf eine baldige allgemeine Erhebung bauten.

Graumantel, der früher, als der Tugendbund noch unter dem Schutze des preußischen Staates öffentlich wirkte, als ein thätiges Glied desselben be-

kannt war, blieb auch nach seiner Aufhebung seinen Prinzipien treu, und suchte die geheimen Fäden nicht nur festzuhalten, sondern immer mehr auszubreiten und ihr Gewebe in allen Richtungen hin zu verzweigen. Der Sohn einer reichen, hochgestellten Familie, und mit vielen bedeutenden Männern im Bunde, durchreiste er in patriotischen Zwecken Deutschland, stiftete neue Vereine, brachte diese in Beziehungen zu dem Tugendbunde, und war besonders bemüht, in dem Frankreich einverleibten, deutschen Gebiete durch die moralische Einwirkung solcher Verbindungen das nationale Gefühl zu wecken und zu erhalten. Dieses Bestreben brachte ihn schon vor mehreren Jahren mit dem Förster zusammen, in dem er einen durch und durch deutsch gesinnten Mann erkannte, welcher der guten Sache wesentliche Dienste leisten konnte. In dem alten Gebäude, das er damals noch allein bewohnte, fanden sich unter dem Schutze der Nacht häufig die Gleichgesinnten zusammen. Seit einem Jahre jedoch mußte dies unterbleiben, da Morie in das Kloster eingezogen war, dessen unbedingte Ergebenheit für Napoleon und Frankreich man sogleich erkannte, und der nicht nur, wie das Gerücht sagte, als Douanenaufseher hierher ge-

sandt sei, sondern als ein geheimer Agent, welcher mit strengem Auge jede politische Bewegung zu überwachen und darüber Bericht abzustatten habe.

Mories Anwesenheit im Kloster, wie die rücksichtslose Energie seines Charakter, die sich bei ihm in Allem zeigte, verlangte große Vorsicht von Seiten der Deutschgesinnten, und nur noch sehr geheim konnte die patriotische Verbindung jener Gegend ihre Zwecke verfolgen. Der Förster haßte den Spion, wie er Morie nannte, recht gründlich, und nicht die leiseste Annäherung fand deshalb zwischen ihnen statt. Wie wenig Notiz jedoch die Gefühle junger, feuriger Herzen von solchen Zuständen nehmen, bewies Antons und Annettens erwachende Liebe, die trotz der dagegen sich sträubenden Verhältnisse in der ländlichen Einsamkeit zu überraschend schnellem Verständnisse kamen; doch eben so auch wieder von der Einwirkung dieser feindlichen Mächte bezwungen, in Zweifel und Verwirrungen geriethen.

Graumantel, welcher, ohngeachtet der Nähe Mories, noch immer in das Kloster kam, versprach dem Förster, seinen Sohn vor dem Geschicke, französischer Soldat werden zu müssen, bewahren zu wollen und entwarf dazu einen geschickt eingeleiteten, wenn auch

etwas romanhaften Plan, für dessen Ausführung er sich jedoch verbürgte. Anton erhielt durch Freundeshülfe und die Verwendung seines Vaters einen Paß, auf drei Monate gültig, um in Familienangelegenheiten nach Deutschland zu reisen. Er sollte — so war der Plan — von da nicht wiederkehren, unter fremdem Namen dort sicher verweilen, in seiner jetzigen Heimath für todt erklärt werden, und sobald der Kampf gegen Frankreich entbrannte, sich in die Reihe der Kämpfenden stellen. Graumantel wollte den jungen Mann abholen und ihn so lange in Geschäften der geheimen Verbindungen benützen, bis er ohne Gefahr für seinen Vater in dem preußischen Heere eingereiht werden konnte. Neujahr war die bestimmte Zeit zu Antons Abreise; sie lag dem Weihnachtsabende zu nahe, um seine Freude nicht zu trüben, obgleich der Förster und sein Weib sie durchaus nicht gestört wissen wollten und die bekümmerte Mutter sich anschickte, Alles wie sonst zu ordnen, daß dem lieben, heiligen Feste ja nichts fehle.

Die Nüsse wurden in heimlicher Stunde vergoldet und versilbert und noch andere blinkende Zierrathen verfertigt, das Zuckerwerk in aller Stille ge-

backen und an rothseidene Bändchen befestigt, daß es recht lockend und zierlich an den grünen Tannenreisern schwankte. Wilhelmine arbeitete viele Stunden in der Nacht, die Christgeschenke für ihren Verlobten, wie für Vater und Mutter, und auch etwas für Graumantel rechtzeitig fertig zu bringen. Graumantel wollte sie die kleine Gabe beim Abschiede mit der Bitte einhändigen, Anton zu erheitern und ihm das Heimweh vergessen zu machen. Diesen emsigen Vorbereitungen fehlte jedoch die innere Freude, und der heitere Schein, den man sich bestrebte, äußerlich anzunehmen, machte das Mangelnde nur um so fühlbarer. Die Augen der Mutter verdunkelten sich, so oft sie auf den Glanz der goldenen Zierrathen fielen, und Wilhelminens Hände zitterten bei den zierlichen Weihnachtsarbeiten, welche zugleich Abschiedsgeschenke wurden, auch betrübte sie der Schmerz der Mutter, und besorgt sah sie auf Anton, dessen Blick immer finsterer, dessen bleiche Miene immer verstörter und unruhiger wurde.

Der Abend des schönsten, häuslichen Festes kam heran. Die runde, vollgezweigte Tanne stand in der Mitte des Zimmers und wurde von Wilhelmi-

nen und der Försterin geschmückt. Sonst hatte die Mutter dies geheimnißvolle Geschäft allein besorgt, allein Wilhelmine, welche ihre gedrückte Stimmung sah, bestand darauf, ihr beizustehn, ja sie wollte allein die letzte Hand an das Werk legen, drängte deshalb die Försterin mit liebreichen Worten zur Thüre hinaus und verschloß diese. Dann stand sie eine Weile trübe sinnend vor dem duftenden Baume, aber nach und nach rief sein eigenthümlicher Zauber alle süßen Kindererinnerungen in ihr wach und der Ernst ihrer Züge verwandelte sich in eine anmuthige Heiterkeit. Froh lächelnd und aufmerksam prüfend umging sie die geschmückte Tanne und sah fragend an ihr auf, als ob in ihrer schimmernden Pracht auch für sie eine recht große Freude verborgen sein müsse. Rasch legte sie die Geschenke auf das weiße Tuch unter die weit ausgebreiteten Zweige und ordnete noch schnell einige kleine Ueberraschungen, dann nahm sie den verzierten Wachsstock, ihn hoch emporhaltend, die Lichter des Baumes anzuzünden. Doch noch brannten nicht alle, als ein Klopfen am Fenster sie störte. Ueberrascht sah sie dorthin und Graumantels Gesicht zeigte sich hinter den Scheiben. Ihre rosigen Wangen färbten sich

dunkel, ihr Herz schlug höher, und erbebend hielt sie die brennende Kerze ihm entgegen.

„Oeffnen Sie das Fenster, schönes Christkind, und lassen Sie mich hier ein,“ bat er in scherzendem Tone.

Sie that es zaudernd und frug:

„Weßhalb wählen Sie denn diesen Weg?“

„Weil ich selbst als eine Weihnachtsüberraschung komme,“ äußerte er, und wohl leider als eine recht störende, darum suche ich mich vorerst unter die schützenden Zweige des heiligen Baumes zu bergen, daß mein Anblick die Feier dieses Abends nicht allzuschnell störe.“

„Sie kommen, Anton zu holen?“

„Ja, und er muß sogleich mit mir fort. Der Befehl ist unterwegs, die Conscriptionspflichtigen jungen Männer in die Hauptstadt des Departements einzuberufen, und wenn dieser Befehl Anton noch hier findet, so ist er für uns verloren.“

„O mein Gott, die arme Mutter,“ stammelte Wilhelmine.

„Und Sie, die arme Braut, — Ihnen bringe ich wohl den tiefsten Schmerz?“

„Nein, nein,“ entgegnete Wilhelmine erregt. „Antons Abschied kann mich nicht betrüben, da er

dadurch dem Vaterlande gerettet wird. Steht er mir gleich nahe, so flehe ich doch zu Ihnen, nehmen Sie ihn schnell mit hinweg, denn als französischen Soldaten ihn sehen zu müssen, wäre ja ganz entsetzlich für uns Alle."

„Wie glücklich ist er selbst bei der Trennung von Ihnen, da Ihre Liebe und Treue ihm nachfolgt," sagte Graumantel mit einem eigenthümlichen Ausdrucke, der Wilhelminen schmerzlich ergriff und, fast ohne daß sie es wollte, sagte sie hastig:

„Die Eltern haben uns verlobt; — ihr Wille ist mir heilig, der Schwur der Liebe und Treue bindet mich und Anton fest zusammen."

„Anton schwur Ihnen Liebe und Treue?" frug Graumantel mit kaum unterdrücktem Staunen.

„Ich forderte ihn dazu auf, um sein leidenschaftliches Herz zu beruhigen, daß heißer für mich als das Vaterland schlagen wollte; — doch sehen Sie," fuhr sie, von diesem Gegenstande ängstlich ablenkend, fort: „Die Lichter brennen herab. Lassen Sie uns schnell die Harrenden rufen zur Weihnachtsfreude."

Graumantel zog unter seinem weiten Kleide etwas hervor und legte es unter den Tannenbaum,

dann trat er in den Schatten des großen Ofens, um, wie er sagte, nicht durch seinen Anblick die erste reine Freude dieses Abends zu stören. Wilhelmine griff nach der Schelle, eilte zur Thüre, öffnete sie und gab das hellklingende Zeichen: daß das heilige Christkind mit seinen Gaben eingezogen sei.

Der Förster brachte eine heitere Weihnachtsmiene mit, auch die Försterin that recht froh, doch merkte man ihrer Heiterkeit das Gezwungene an, Antons düstere Miene erhellte sich gleichfalls bei dem festlichen Scheine der Lichter und er bemerkte ziemlich freundlich Wilhelminens Geschenk. Die alten Eheleute, nachdem sie eine Weile den reichgeschmückten Baum bewundert, als sei er der erste, jedenfalls der schönste, den sie je im Leben gesehen, warfen nun auch einen fragenden Blick unter denselben und thaten ungemein überrascht, als sie die einfachen Geschenke für sich fanden. Während die Försterin Wilhelminens Arbeit bewunderte, legte der Förster der lieben Pflegetochter ein Christgeschenk unter den Baum und entdeckte dabei Graumantels Bescheerung. Es war ein schön eingebundenes Buch mit der Aufschrift: Für Wilhelmine.

„Ei sieh, was ist denn das?“ sagte er freudig

überrascht. „Ein Christgeschenk für dich, Wilhelmine. Sicher — —" von Anton, wollte er sagen, doch Wilhelmine rief schon:

„Von Graumantel!" griff nach dem Buche und schlug es auf. „Ah!" rief sie in staunendem Entzücken. „Sieh, Vater, sieh! Welch sinniges Geschenk! — das kann nur von ihm kommen. O, sieh doch! Es enthält lauter Portraits edler deutscher Männer, die durch Muth und Kraft sich ausgezeichnet, oder mit den leuchtenden Strahlen ihres Geistes diese trüben Zeiten erhellen. Ihnen voran steht Preußens König und seine schöne Gemahlin Louise, — dann vor Allem, sieh hier, vor allem Freiherr von Stein, dann Blücher, ihm folgen noch andere, mir weniger bekannte Staatsmänner und Helden, — du mußt mir von ihnen erzählen, Vater, — aber, sieh hieher, diese da kenne ich schon besser. Hier der edle Freiheitsdichter Arndt, der begeisterte Redner und Philosoph Fichte, und hier der große, vornehm strahlende Dichterstern Goethe, hier der begeisterte Schiller, den ich vor Allen liebe — und hier und hier," — fuhr sie, hastig die Blätter umwendend und die Portraits flüchtig betrachtend, fort, doch als sie zu dem letzten Blatte kam, sagte sie halb schmerz-

lich: „So viele edle, große Namen enthält dies Buch und doch fehlt ihm das Bildniß, welches ich am liebsten darin gefunden hätte, — das Bild unseres Freundes, des edlen bescheidenen Mannes, der so unermüdlich für das Vaterland wirkt und uns nur unter dem Namen Graumantel bekannt ist."

Ihr Auge blickte bei diesen Worten scharf in den Schatten, in welchem er stand; die Blicke der Andern folgten ihr — und Graumantel trat zögernd in die Helle des Christbaumes. Der Förster schüttelte ihm herzlich die Hand, einen leichten Schrecken bemeisternd, doch die Försterin erzitterte bei seinem Anblicke, hielt sich wankend an einem Stuhl und stammelte:

„Er kommt, um Anton zu holen."

„Ja, gute Mutter," sagte Graumantel, zu ihr tretend. „Wenn er nicht französischer Soldat werden soll, muß er sogleich mit mir fort. Ein Verzögern bis Morgen, und es kann zu spät sein, denn wie ich aus sicherer Quelle erfahren, werden die jungen Leute dieses Departements noch vor Neujahr einberufen und Antons Paß wäre damit annullirt."

„O, mein Gott!" seufzte die Mutter, doch sich

bezwingend, setzte sie mit möglichst festem Tone hinzu: „Ich will schnell seine Sachen zusammenpacken.“

„Das muß später geschehen,“ erwiderte Graumantel. „Dazu ist jetzt keine Zeit, das läßt sich nachsenden. Der Nachen mit einem sicheren Fuhrmanne wartet auf uns; noch kann man durch die dichten Eisschollen kommen, vielleicht in wenigen Stunden nicht mehr. Nehmen Sie einen schnellen Abschied, Anton,“ wendete er sich an diesen. „Es wird am Besten so sein.“

Der Förster ergriff die zitternde Hand seines Weibes und mahnte ernst:

„Du mußt dich fassen, Mutter. Anton wäre für dich ja auch verloren — und wie viel schlimmer verloren, wenn er französischer Soldat werden müßte; es ist ja ein Glück für ihn und uns, daß er nach Deutschland hinüber entfliehen kann. Komm, Alte, segne deinen Sohn und segne zugleich den Bund der beiden Kinder, deren Herzen in Liebe für einander schlagen, hier unter dem heiligen Baume segne sie, im Scheine seines hellen Lichtes laß uns beten für das Vaterland und insbesondere noch, daß der heilige Christ uns einst auf deutscher Erde wieder fröhlich und in treuer Liebe vereinen möge.“

Er trat mit ihr unter die hellleuchtende Tanne und winkte die Kinder zu sich heran. Wilhelmine sank zu den Füßen der Eltern, Anton blieb zögernd neben seinem Vater stehen; ein Druck von dessen Hand, — und ein flehender Blick aus dem thränenden Mutterauge zog ihn nieder. Wilhelmine faßte seine Hand und neigte sich ihm entgegen, während ihr Auge sich andächtig erhob; allein wie sie die klaren Sterne himmelwärts richtete, begegneten sie Graumantels Blick, der so forschend in ihre Tiefen sich senkte, daß sie gefesselt an ihm haften blieben. Ihre Hand entglitt Antons leisem Drucke, ihr Haupt sank erbleichend in den Nacken zurück, und fest den Blick auf Graumantel gerichtet, neigte sich ihre schlanke Gestalt zur Seite, einen stützenden Halt an der Mutter suchend.

„Macht ein Ende," bat Graumantel den Förster. „Solche Abschiedsscenen greifen das Gemüth zu sehr an." Dann nahte er sich Wilhelminen, welche die Försterin besorgt umfaßt hielt, beugte sich zu ihr nieder, legte seine Hand auf ihre Stirn und flüsterte ihr zu:

„Muth, Wilhelmine. Muth und Vertrauen — in besseren Tagen sehen wir uns wieder."

Anton, welcher bei dieser ganzen Scene in düsterem

Schweigen verharrte, umarmte jetzt schnell Vater und Mutter und ohne noch einen Blick auf seine Verlobte zu werfen, eilte er der Thüre zu, — doch noch ehe er sie erreicht hatte, that sie sich auf, und der Maire des Dorfes trat mit militairischer Begleitung ein, zeigte den Befehl, daß kein Militärpflichtiger junger Mann mehr die Heimath verlassen dürfe und daß Anton, auf dessen beabsichtigter Reise der Verdacht einer Flucht liege, bis Morgen unter strenger Bewachung bleiben müsse, wo er dann in die Hauptstadt des Departements abgeführt werde.

In sprachlosem Schrecken vernahm der Förster diese Kunde. Die Försterin lag weinend in Wilhelminens Armen, deren Gesicht Todtenblässe bedeckte. In Graumantels Mienen zuckte es von innerem Verdrusse, doch da er wohl einsah, daß Widerspruch hier vergeblich, ja sehr gefährlich wäre, suchte er sich seine Fassung zu bewahren und sagte:

Sie werden diesem jungen Manne, den leider ein falscher Verdacht trifft, doch erlauben, daß er die wenigen Stunden, welche er noch bei den Seinen zubringen darf, mit ihnen allein zu verleben. Die Wachen können ja in der Nähe bleiben."

„Der Befehl lautet anders," entgegnete der Maire,

„und ich muß ihm streng nachkommen. Der junge Mann soll sogleich von seinen Angehörigen getrennt werden, und ich bitte deshalb, ihm ein Zimmer anzuweisen, in welchem er mit seiner Bewachung so lange verbleiben kann, bis ich eine befohlene Haussuchung beendet; dann bin ich genöthigt, ihn heute Nacht noch auf die Mairie bringen zu lassen."

„So geh, Anton," sagte der Förster tonlos.

„Lebe wohl, mein Sohn," erwiderte die Försterin, sich weinend an seinen Hals hängend.

„Sei standhaft, Anton!" flüsterte ihm Wilhelmine zu. „Suche zu entkommen — und stirb eher, als daß du französische Waffen trägst."

„Leben Sie wohl, mein junger Freund!" sagte Graumantel, seine Hand drückend. „Ich denke, wir sehen uns bald wieder."

Anton sprach kein Wort, doch war sein Antlitz völlig farblos geworden und in seiner Brust kochte es wild durcheinander. Die Liebesleidenschaft für Annette, welche ihn seither ganz beherrscht; die Verachtung seiner Geliebten, ihre Verlobung mit dem Medikus, das Band, das ihn an Wilhelmine kettete, kurz alles dies hatte ihn fast wahnsinnig gemacht, und nur der moralische Zwang, den er sei-

nen Eltern gegenüber fühlte, hielt den lauten Ausbruch seiner Wuth und Verzweiflung zurück. Dadurch nun, daß er alle diese heftigen Gefühle in sich verschließen mußte, wurde er still und finster und scheute jede Mittheilung, welcher Art sie auch sein mochte, weil er fürchtete, überall sein zerrissenes Innere zu offenbaren. So hatte er seither das Haus so viel wie möglich gemieden und alle seine Zeit, nöthige Geschäfte verschützend, theils im Walde, theils in seiner Stube zugebracht. Der nahe Abschied wurde ihm gleichgültig; in seiner unglückseligen Stimmung hoffte und fürchtete er nichts mehr, am wenigsten war er irgend einer Begeisterung fähig, doch jetzt, als er sich so plötzlich an Frankreich gefesselt sah, regten sich die, von jugendlicher Leidenschaft zurückgedrängten patriotischen Gefühle wieder mächtiger in ihm, und schaudernd dachte er daran, daß er sie der Liebe willen verrathen, daß er unvorsichtig sich geäußert und wohl nur durch Annettens Vater der Befehl erwirkt worden sei, welcher ihn so überraschend in die Dienste Frankreichs rief. Er sah die Geliebte als Verrätherin an sich und den Seinen; bitterer Groll gegen sie erwachte in seiner Seele und marterte sein Herz; dabei überhäufte er sich mit

Selbstanklagen und fiel zuletzt in trostlose Niedergeschlagenheit, in der er keinen Abschiedsblick mehr für die Seinen fand, als er mit seiner lästigen Begleitung das Haus verließ. — Wie er aus der kleinen Hinterpforte trat, fiel der Schein einer Laterne auf eine kleine vermummte Gestalt, in der er sogleich Annette erkannte. Bebend wandte er sich von ihr ab, allein sie schlüpfte mit einer gewandten Wendung durch die ihn umgebende Wache, reichte ihm die Hand hin und flüsterte:

„Auf frohes Wiedersehen, Anton,“ — doch er stieß ihre Hand rauh zurück und sagte:

„Lebe wohl für immer!“ —

„Du thust mir Unrecht,“ flehte sie ihm nach. Er aber sah nicht mehr zurück, schon verschwand er zwischen den hohen blätterlosen Bäumen, und weinend barg sie ihr Antlitz an der kalten Mauer des großen Gebäudes. —

Die Haussuchung, die der Maire vornahm, brachte keine nachtheilige Entdeckung für den Förster, doch reihte sich manche Befürchtung daran, die, im Verbande mit Antons Geschick, einen sehr trostlosen Eindruck auf die kleine Familie hervorbrachte.

Graumantels Worte, daß Zeit und Verhältnisse auch

dieses harte Geschick wieder zu ändern vermöchten, wollten nichts fruchten. Daß bei dieser Sache Verrath mit im Spiele sei, war nicht zu bezweifeln, und doch wußte außer dem Förster und seiner Familie es Niemand anders, als daß Anton in einer Privatangelegenheit nach Deutschland zu reisen beabsichtige und zu diesem Zwecke von einem nahen Verwandten abgeholt werde.

Graumantels schnelles nächtliches Kommen war nur dadurch veranlaßt worden, daß ihm die Maßregel: die Militärpflichtigen jungen Leute schon vor Neujahr einzuberufen, durch seine geheimen Verbindungen bekannt geworden war. Nun war er doch zu spät gekommen, nur einige Stunden zu spät, denn hätte er einmal Anton ungefährdet am jenseitigen Ufer gehabt, so hätten ihm auch die Mittel nicht gefehlt, selbst eine befohlene Wiederkehr zu umgehen. Voll Theilnahme stand er bei der betrübten Familie, von der die Nothwendigkeit ihn hinwegdrängte; ein längeres Verweilen konnte ihm und ihnen gefährlich werden. Doch zögerte er noch immer, suchte noch immer nach Beruhigungsgründen, welche leider schwer zu finden waren und auch nichts fruchten wollten. Da kam sein Fährmann und mahnte, daß

das Eis auf dem Rheine sich immer fester zusammenschiebe und es die höchste Zeit zur Ueberfahrt sei; in einigen Stunden wäre diese ganz unmöglich und dabei sei es sehr fraglich, ob bis Morgen das Eis so fest stehe, daß man darüber gehen könne.

„O, so eilen Sie, gehen Sie ungesäumt!" bat Wilhelmine, „und geben Sie uns ein Signal Ihrer glücklichen Landung, denn es ist ja so gefährlich, in dunkler Nacht durch die Eismassen zu kommen."

„Ich werde ein Pistol am jenseitigen Ufer abfeuern, wenn Sie wirklich einer Beruhigung meinetwegen bedürfen," antwortete er, leicht ihre Hand drükkend.

„Thun Sie dies ja!" rief sie eifrig. „Es wäre entsetzlich, die ganze Nacht auch in Ungewißheit um Ihr Geschick zu bleiben. Ach, welch schreckensvoller Christabend ist doch dieser."

Sie sah trübe an dem Tannenbaum empor, dessen Lichter erloschen waren. Es war nach dem hellen Glanze recht unheimlich düster in der Stube, die das leise Schluchzen der Försterin durchdrang.

„Lebt wohl!" rief Graumantel tief ergriffen. „Und laßt Glauben und Hoffnung nicht ganz entschwinden!"

„Nein, noch stehe ich aufrecht!" gab der Förster

mit fester Stimme zur Antwort. „Noch will ich glauben und hoffen, daß der Trauerflor zerreiße, der uns und Deutschland umhüllt, — doch bis dahin sei jede Freude aus unserm Herzen verbannt. Dies sei der letzte Weihnachtsbaum, der geleuchtet in so trüber Zeit, — er strahle nimmer freudig erhebend uns an, bis Deutschland muthig in die Schranken tritt und der Sieg mit ihm ist. — Ehe mein Sohn dagegen streiten sollte in den Reihen der Feinde, ehe treffe ihn der Tod. Nimmer erhebe er die Waffen gegen das eigene theure Heimathland. — Das schwöre er, das schwöre ich! — Gott stehe uns Allen bei. — Jetzt fort zu ihm; ich muß ihn noch einmal sprechen, und Niemand soll mich daran hindern, meinen Vatersegen ihm mit auf den Weg zu geben."

II.

Wenige Jahre später sehen wir Frankreich und Rußland sich drohend gegenüber stehen. Der Frieden, welcher durch die freundschaftliche Zusammenkunft Napoleons und Alexanders 1808 in Erfurt, ein dauerhafter zu werden versprochen, zumal bei der geographischen Lage ihrer Staaten, bedrohte schon seit längerer Zeit eine sehr bemerkbare Kälte zwischen den beiden großen Herrschern, welche sich durch politische, wie auch Privatinteressen und Zerwürfnisse immer mehr steigerte und bald in feindselige Demonstrationen überging. Rußland umging auf möglichste Weise die Continentalsperre; englische Schiffe fanden in seinen Häfen unter amerikanischer Flagge ungehindert Eingang, während französische Waaren dort verboten wurden. Napoleon, um sein feind-

liches System gegen England durchzuführen, und die Handelsinteressen Frankreichs wie seine unbeschränkte Macht zu wahren, nahm von der Nordküste Deutschlands Besitz und vertrieb bei dieser Gelegenheit den Herzog von Oldenburg, einen nahen Verwandten des russischen Kaisers. So steigerte sich die Spannung zwischen Frankreich und Rußland zu einer gefährlichen Höhe, und bald schien ein blutiger Riß unvermeidlich.

Napoleons Auftreten in Dresden, das ebenso despotisch als kriegerisch glanzvoll war, bildete das bunte Vorspiel zu dem furchtbar großen Drama, welches bald nachher in dem flammenden Moskau und auf den Eisfeldern Rußlands aufgeführt wurde, und mit dem schrecklichen todesvollen Rückzug der großen Armee sein erschütterndes Ende nahm.

Preußen, von Frankreichs Macht niedergedrückt, sah sich, wie die andern deutschen Fürsten genöthigt, Napoleon in Dresden zu huldigen und Contingente zu seiner Armee zu stellen.

So gewappnet, und sein Heer noch mit einer neu errichteten Nationalgarde von achtzig tausend Mann vermehrt, schritt er zu dem Riesenkampfe mit dem nordischem Kolosse. Der Nimbus seines krie-

gerischen Ruhmes, wie seine ebenso glänzende, als mächtige Stellung betäubte, ja berauschte selbst auf Momente die Völker, welche sich vor ihm beugen mußten, allein das Gefühl der Erniedrigung und der Schmerz um das geknechtete Vaterland wichen doch aus keiner deutschen Brust, sie rangen sich, ein Seufzer nach Errettung, aus dem Weihrauchdufte hervor, den man dem Mächtigen streute und folgten den Schaaren nach, die ein Meer edler Lebenswellen einem grausen Geschicke, das ein Einziger heraufbeschworen, sich entgenwälzte.

Von der Anhöhe am linken Rheinufer, auf der das klösterliche Gebäude lag, sahen die Blicke seiner meisten Bewohner angsterfüllt in die undurchdringliche Ferne, aus welcher den bekümmerten Herzen keine genügende Kunde kam. Bei dem schweren Geschicke, das Länder und Völker niederbeugte, wagte sich das eigene Weh nicht recht hervor; — es erschien kleinlich, um ein einzelnes Leben sich zu härmen, wo das allgemeine Gut so gefährdet war. Dennoch gab es Stunden, in denen das Herz dieses egoistische Recht in Anspruch nahm, wo die Liebe, minder erhaben, aber nicht minder tief und innig, sich ausschließend an das hing, was sie ihr alleiniges

Eigenthum nannte und den Opfern nachweinte, welche sie bringen mußte. Doch bräche auch das Herz an dem eignen Leide, wäre dieses mächtiger, als das Größgefühl, das die Zeit erheischt, so liegt selbst in seinem Todeskampfe ein erhebendes Moment, wenn sein Opfer einer edlen Sache fällt; wo aber das, was sein eigen war, was es liebte, wie sein Herzblut, dem hingeopfert werden soll, was sein Innerstes verachtet, ist die Qual eine namenlose, fähig auch das stärkste Herz, den kräftigsten Willen niederzubeugen.

Des Försters grade Haltung verlor sich, seine Haare erbleichten bei dem Gedanken an Antons Geschick, das ihm noch unglückseliger, als das des Vaterlandes vorkam, denn der Sohn schien ihm rettungslos verloren, während er für dieses eine beruhigende Hoffnung unerschütterlich aufrecht erhielt. Seit dem verhängnißvollen Weihnachtsabende, nach welchem Anton als französischer Unterthan in das französische Militär eingereiht worden war und nun unter Napoleons Fahnen nach Rußland ziehen mußte, weinte sein Herz im Stillen um den verlornen Sohn. Er kannte den Zauber, den Waffenruhm und persönliche Größe auf ein junges Gemüth ausüben, und

er dachte fast mit noch größerem Schrecken an Antons einstige Wiederkehr, als an seinen möglichen Tod auf dem Schlachtfelde. In der letzten Nacht, in welcher er Anton noch einen Moment gesprochen, mußte dieser ihm schwören, nie in einem Kampfe gegen Deutschland sein Schwert zu ziehen, eher sich selbst den Tod zu geben. Nun war ein Kampf gegen Rußland entbrannt, dem die deutschen Fürsten sich anschlossen; — doch wer konnte ermessen, welche Folgen einst Sieg oder Niederlage nach sich ziehen würde? Wie gesinnt aus dem einen oder andern Anton zurückkehren werde? Seine Nachrichten waren kurz und selten und verriethen, daß ein wachsames Auge sie umlaure. Die Heimath hatte er, seit er Soldat geworden, nicht mehr gesehen und das, was nach seinem Abgehen sich dort ereignete, machte dem Förster eine Reise in seine ferne Garnison unmöglich. Er selbst sah sich strenge beaufsichtigt und entging nur mit Mühe, trotz dem, daß man nichts Verdächtiges bei ihm gefunden, dem Verdachte geheimer politischer Umtriebe. Morie trat nach Antons Verhaftung öffentlich als Ankläger gegen ihn auf, doch fehlten ihm hinreichende Beweise, da Annette ganz entschieden sich weigerte, ihr nächtliches

Abentheuer in die Oeffentlichkeit zu bringen und die Förstersfamilie dadurch zu gefährden. Sobald ihr die Ansicht ihres Vaters klar geworden, daß Anton und sein Vater wohl nicht Schmugglergeschäfte betrieben, sondern vielmehr politische Umtriebe an jenem Abende ihre verdächtige Handlungsweise bestimmt hätten, gewann der Geliebte schnell wieder in ihrem Herzen und nichts vermochte sie, als Anklägerin gegen ihn und die Seinen aufzutreten.

Morie mußte jedes Ansinnen deshalb aufgeben, und es stellte sich bei dieser Gelegenheit heraus, daß die kleine Annette, sobald sie ernstlich wollte, einen großen Einfluß, ja ein Uebergewicht über ihren Vater hatte, das sich in den täglichen Verhältnissen durchaus nicht zeigte.

Der eingeleitete Proceß gegen den Förster blieb mangelnder Beweise halber auf sich beruhen, doch war Mories wachsames Auge stets auf den Verdächtigen gerichtet. Annette, in deren Herzen die Liebe zu Anton wieder mit aller Stärke erwachte, obgleich sie die politische Rolle, welche sie ihm zuschrieb, keineswegs billigte, aber doch diese für weit ehrenhafter ansah, als ihren früheren Verdacht, war manchmal recht traurig darüber, daß er unversöhnt von

ihr geschieden. Ihr Trost blieb die Zukunft, denn daß seine Flucht nach Deutschland verhindert worden und er nun Soldat des Kaiserreiches sei, stimmte ganz mit ihren Wünschen überein; sie zweifelte auch keinen Augenblick, daß er unter den Fahnen des französischen Heeres bald mit Leib und Seele Franzose sein, einst, mit Ruhm und Ehre bedeckt, zurückkehren und damit alle deutschen Vorurtheile der Seinen besiegen werde. Welche Rolle sie sich selbst bei diesen Zukunftsträumen zutheilte, ist leicht zu errathen und sie beschloß, einstweilen einleitende Schritte dafür zu versuchen.

Daß sie durch ihre beharrliche Weigerung den Förster aus einer fatalen Lage befreit, gab ihr eine innere Beruhigung für den vorübergehenden Verdruß, den die, mittelbar durch sie vereitelte Flucht Antons der Familie bereitet hatte. Welch großes unheilbares Unglück diese darin sah, fiel ihr nicht entfernt ein; so tiefgehende, patriotische Gefühle ahnte ihr leichter, zum Frohsinn geneigter Sinn nicht. Sie machte wiederholte Versuche, sich Wilhelmine zu nähern, aber alle scheiterten an deren ernstem, zurückhaltendem Wesen, das eine unübersteigliche Schranke zwischen der Deutschen und der Französin zog. An-

nette, ärgerlich, in der Verwandten Antons, dem schönen, blonden Mädchen, das ihr sehr wohl gefiel, keine Freundin und Vertraute, und durch sie Eingang in die Förstersfamilie finden zu können, suchte nun auch ihren patriotischen Stolz hervor, und bemühte sich mit spöttischer Geringschätzung auf das steife deutsche Mädchen herab zu sehen.

Wilhelmine, obwohl sie zuweilen das jugendliche Bedürfniß fühlte, eine Freundin und Vertraute zu haben, hätte diese doch keinen Falls in der Französin finden mögen, am wenigsten in Annetten, deren Vater als Ankläger gegen den Förster aufgetreten war. So sehr sie ihren eignen Patriotismus hoch hielt, war ihr derjenige von Morie verhaßt, da er ihn zum Verfolger der deutschen Sache machte. Sie suchte für den Feind nach keinen Entschuldigungsgründen. Einseitig erzogen, in ländlicher Stille und Romantik herangewachsen, mußten sich nothwendig ihren schwärmerischen Ideen Vorurtheile verbinden, mit denen sie von dem einmal gewonnenen Standpunkte aus das ganze Leben ansah, und, so weit sie überhaupt in ihrer exaltirten Stimmung ein Urtheil hatte, es auch beurtheilen in allen Erscheinungen, die es ihr darbot. Die begeisterte Vater-

landsliebe, welche ihr Pflegevater in ihr junges empfängliches Herz gepflanzt, steigerte Graumantels edle und geheimnißvolle Erscheinung zu einer gefährlichen Höhe und brachte ihr Inneres in einen unklaren Zustand. Ihr Verhältniß zu Anton, der Wunsch ihres verstorbenen Vaters, das Glück ihrer Pflegeeltern, machten es ihr zu heiliger Pflicht, den Verlobten zu lieben. Gewohnt von zarter Jugend an, zu glauben, es sei so, bestärkte sie sich darin, als sie dem Wahne sich hingab, Anton liebe sie mit leidenschaftlicher Gluth. Aber das Herz, das ihr Wille zu solcher Täuschung zwingen wollte, suchte sich einen Ausweg und intriguirte dagegen. Es stellte den Patriotismus als festen Wall diesem Zwange entgegen und pflanzte seine geheimsten Gefühle wie seine Täuschungen schützend hinter denselben, — rückte ein Liebesglück an Antons Seite in weite Ferne, — in die Zeit von Deutschlands gänzlicher Befreiung, wo er seine jetzige Stellung als französischer Soldat erst zu entsühnen hatte im Kampfe für das Vaterland. Graumantels Bild dagegen thronte im Vordergrunde ihres Herzens, da es aufs innigste mit allen seinen begeisterten patriotischen Gefühlen verwoben war; im Verbande mit diesen erschien der Platz kein gefährlicher und so wurde es hier mit

schwärmerischer Vorliebe gehegt und gepflegt; es beeinträchtigte auf diese Weise weder ihre Verpflichtungen, noch ihre gemachten Empfindungen für den Verlobten. Der Freund und das Vaterland waren identisch, für ihre begeisterten Gefühle ein untrennbares Ganze, das ihre Seele erhob und entzückte. Dieser geschraubte Zustand, dem die innere Klarheit fehlte, entfremdete sie immer mehr den natürlicheren Empfindungen eines jungen Mädchenherzens, so wie auch den einfachen Beschäftigungen, die ihr im Hause oblagen. Zerstreut und träumerisch befolgte sie die Anordnungen ihrer Pflegemutter, welche nach Antons Abschied, so kleinmüthig dieser sie auch gefunden, doch zuerst ihre Fassung wieder gewann, und mit der gewohnten liebenden Sorge die krause Stirn ihres Mannes zu glätten, wie dem Hausstande, der mit ein Theil ihres Selbst war, wieder so vorzustehen suchte, wie sie es für die Pflicht einer deutschen Hausfrau hielt. Den Schmerz um den Sohn suchte sie mit demuthsvoller Ergebung in den Willen Gottes zu überwinden und die Hoffnung auf eine bessere Zukunft an ihr Gottvertrauen zu knüpfen. So gelang es ihr, Ruhe und Frieden ihrem Innern wieder zu geben und mit sanfter Hand auch den wil-

den Schmerz ihres Mannes zu mäßigen; nur auf Wilhelminens träumerisches und zerstreutes Wesen übte ihre einfache milde Weise keinen Einfluß. Das Mädchen wurde immer stiller und verschlossener, ihre Wangen auffallend bleich, dagegen ihr sanftes Auge glänzender. Die Försterin wagte nicht, sie über den Zustand ihrer Seele zu befragen, sie glaubte, es sei Liebesweh um Anton, aber sobald sie es versuchte, sie darüber zu trösten, wurde Wilhelmine noch bleicher und entzog sich jeder Erklärung.

„Lasse sie allein mit ihrem Schmerze kämpfen," sagte dann der Förster. „Besiegt wird er doch nicht werden, bis Anton mit den Deutschen gegen Napoleon streitet."

„Er suchte den wunden Fleck ihres Innern in dem Unglücke des Vaterlandes und Antons jetziger Stellung, und sie gab ihrem Pflegevater stillschweigend Recht; allein im verborgensten Winkel ihres Herzens brannte noch quälender ein unverstandenes Weh, das sie unruhig umhertrieb, und sie die Stille des Waldes, die sternhelle Nacht, des Mondes sanftes Licht und der Nachtigall klagende Töne aufsuchen ließ. In den geheimnißvollen Lichtern des Himmels, den heiligen Lauten der sie umgebenden Natur

lauschte sie schüchtern, von schmerzlich süßen Ahnungen bewegt, einer geheimen Stimme ihres Innern, die ihr gar wunderbar lieblich von dem edlen Fremden erzählte; doch kam sie zu keinem vollen Verständnisse ihrer Gefühle, und solch glücklichen Träumereien folgte stets ein tiefes Weh, denn an dem Punkte angelangt, zu vollem Liebesbewußtsein zu erwachen, entfloh ihr das geahnte Glück; mit ängstlicher Hast suchte ihr erschrockenes Herz seine Täuschung sich zu bewahren, Antons Bild darin festzuhalten, und den theuren Freund, den es verdrängen wollte, auf den leuchtenden Schwingen eines schwärmerischen Patriotismus in den Himmel zu erheben, um sich ihm nur zu liebender Anbetung zu nahen.

So saß sie eines Abends zwischen wildem Gesträuch auf der Terasse, die sich abwärts nach dem Rheine senkte; ihr Blick flog über die herrliche Landschaft, die vor ihr ausgebreitet lag und hing sich fragend an die fernen Umrisse der blauen in weißlichtem Dunste verschwommenen Gebirgskette, welche das prachtvoll schöne, in der üppigsten Sommerfülle lachende Landschaftsbild umrahmte.

„O, könnte ich weiter, immer weiter sehen," sprach sie sehnsüchtig, „und mein Auge jene duftigen

Fernen durchdringen, die mit dem Himmel sich verschmelzen. Könnte mein Blick den unglücklichen Schaaren folgen, die mit dem Feinde ziehen müssen, mein Geist über ihnen schweben und ihnen zurufen: ergreift das Schwert gegen den Erzfeind, — kehrt es gegen ihn und rettet das Vaterland!"

Sie schwieg eine Weile. Mechanisch griff ihre Hand nach einem Rosenzweige und zerpflückte seine Blüthen, indem sie leise weiter sprach:

„Wo er nur jetzt weilen mag? Er zieht nicht mit jenem — nein — nimmermehr! An seiner Seite wird nur dann ein Schwert glänzen, wenn der Kampf des Vaterlandes Rettung gilt. So lange ruht sein Arm, und nur sein Geist ist thätig, um das große Werk vorzubereiten. Wie erhaben, wie edel steht er vor meiner Seele, — während ich Anton, meinen Verlobten, in den Reihen der Feinde sehen muß! O, eher hätte er sich den Tod geben müssen, als französische Waffen tragen!"

Sie schleuderte den zerknückten Zweig heftig von sich, stützte den vollen runden Arm auf das Knie, ihr Haupt in die schöne weiße Hand, und ihr Auge schloß sich, die Thränen zu zerdrücken, die schmerzlicher Unmuth darin gesammelt.

In diesem Augenblick theilte sich vorsichtig hinter ihr das wilde Gestrüpp und ein reizendes Gesicht, von dunkeln Locken graziös umflattert, blickte auf sie nieder. Neugierig lauschend, bewegte sich das anmuthige Köpfchen der Späherin hin und her; als jedoch Wilhelmine unbeweglich in ihrer trauernden Stellung verharrte, kam ein anderer Ausdruck in ihre beweglichen Züge. Angst und Besorgniß zeigten sich darin und mit einer raschen, doch leisen Bewegung trat sie zurück, umging das wilde Buschwerk und stand vor der Träumerin. Doch auch nun blickte diese nicht empor; da wünschte Annette freundlich: „Guten Abend“ und staunend sah Wilhelmine sie an. Wie plötzlich aus einem Traume aufgeschreckt, schien sie noch halb betäubt, und stammelte:

„Was wollen Sie hier?“

„Vergeben Sie,“ bat die kleine Französin, daß ich Ihre Einsamkeit störe, allein ich fürchtete, sonst keine Gelegenheit mehr zu finden, Sie zu sprechen, und ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen, ja eine Gefälligkeit erzeigen, daß Sie doch wenigstens meiner freundlich gedenken, wenn ich von hier scheide, was in den nächsten Tagen schon der Fall sein wird.“

„Sie verlassen diese Gegend? Herr Morie auch?“ frug schnell Wilhelmine.

„Ja, auch mein Vater zieht hinweg,“ gab Annette ruhig zur Antwort, dann aber fuhr sie mit einigem Stolze fort: „Er trägt ein unüberwindliches Verlangen, der großen Armee zu folgen, Napoleons Siegeslaufbahn sich wieder anzuschließen und tritt als Korporal in die Garde des Kaisers ein, — seine Wunden hindern ihn nicht mehr, am Kampfe Theil zu nehmen; auch ist seine Stellung hier ihm unangenehm.“

„Was geht das aber mich an?“ erwiderte Wilhelmine kalt, indem sie sich erhob.

„Bei der großen Armee,“ fuhr Annette fort, „befindet sich auch Anton, Ihr Vetter —“ Wilhelmine zuckte zusammen — „mein Vater könnte ihn aufsuchen, ihm Nachricht von Ihnen bringen, wenn Sie sein Regiment, das wir nicht kennen, uns bezeichnen wollten.“

„Ich danke Ihnen für dies Anerbieten,“ gab Wilhelmine in noch bittererem Tone zur Antwort. „Wir bedürfen Ihrer Vermittlung nicht, um Anton Nachrichten zukommen zu lassen.“

Annettens kleine Zähnchen knirschten etwas, doch schnell sich zusammennehmend, sagte sie:

„Es dürfte Ihnen doch schwer werden, da bereits der Marsch beginnt, ihm ganz sichere Nachrichten zukommen zu lassen; ich würde Herrn Morie bitten, es zu thun und Sie könnten darauf zählen —"

„Daß Anton von ihm überwacht würde. Nicht wahr, Mademoiselle?" fiel Wilhelmine bitter ein.

„O, nicht doch," rief Annette. „Mein Vater ist kein Spion, er that hier nur seine Pflicht und wird sie ebenso im Felde erfüllen. Zu was auch sollte Anton überwacht werden? Steht er nicht unter französischen Fahnen? — und glauben Sie, er ist Frankreich und uns nicht so feindlich gesinnt, wie Sie und die Ihren."

„Woher wissen Sie dies?" frug Wilhelmine erregt, und unüberlegt erwiderte Annette:

„Von ihm selbst. Kam er doch häufig zu uns und war ein sehr eifriger Verehrer meiner kleinen Person."

„Ah, Sie wollen ihn verläumden," — eiferte Wilhelmine, „aber es gelingt Ihnen nicht. Anton hat ein deutsches Herz, — er liebt sein Vaterland eben so treu, wie seine Braut."

„Seine Braut?“ frug Annette und ihr dunkles Auge funkelte. „Seine Braut? doch nicht etwa Sie, Mademoiselle? O, nimmermehr!“

„Ja, ich. Ich bin seine Verlobte,“ erwiderte Wilhelmine sehr ärgerlich. „Sie sehen, Ihre Prahlereien zerfallen in nichts, — er verachtet Frankreich, wie ohne Zweifel auch Ihre eitle Person, und wird einst so gewiß noch für Deutschland kämpfen, als er jetzt nur gezwungen den französischen Fahnen folgt.“

Damit verließ sie Annette, stieg eilenden Schrittes die Anhöhe hinan und ging in sonderbar aufgeregter Stimmung dem Walde zu. Annette murmelte ihr nach:

„Er wird niemals für Deutschland kämpfen, er soll es nicht, stolzes Mädchen. Ist er nicht Franzose jetzt? Warum soll er es nicht bleiben? Der Ruhm wird ihn an das Kaiserreich binden und ihn fest an Napoleons Glücksstern ketten. — Aber ich — ich will ihn nicht mehr lieben, den Falschen, der, ihr Verlobter, ihr und mir Liebe schwur. — Es scheint, in der Liebe sind der Deutsche und Franzose sich gleich! Du glaubtest es anders, arme Annette, und hingst dein Herz an den Deutschen.“

Sie sank an der Stelle nieder, auf welcher Wilhelmine gesessen und weinte Thränen des Zornes und Schmerzes, unter denen sie beschloß, Anton gänzlich zu vergessen und ihr Herz nie mehr einem Manne zu schenken. Während dieses schnellen Vorsatzes sang in dem Rosengesträuche eine Nachtigall ihre süße Liebesmelodie, und der Abendstern trat an den Himmel und schaute zweifelnd auf das junge Mädchen nieder, das für immer der Liebe zu entsagen gelobte.

Es war bereits Nacht, als Wilhelmine aus dem Walde zurückkehrte. Ihre Aufregung hatte sich gelegt und sie bereute, mit Annetten so viele Worte gewechselt und ihre Stellung zu Anton ihr mitgetheilt zu haben. Dennoch regte sich das Verlangen in ihr, mehr und genauer zu wissen, in wie weit Annettens Aussagen begründet seien; denn obgleich sie dieselben für eine Lüge erklärte und im ersten Augenblicke ganz empört darüber gewesen war, so kamen ihr doch nachträglich Zweifel an Anton. Sein seltsames Benehmen in der letzten Zeit schien ihr doch noch einer andern Lösung fähig, als derjenigen, welche sie ihm seither gegeben, nämlich die seiner leidenschaftlichen Liebe zu ihr. Aber hatte er ihr

nicht Liebe geschworen? — Bei ihrer damaligen Exaltation waren ihr die einzelnen Momente nicht aufgefallen, welche einen Zweifel hätten hervorrufen können — und auch jetzt konnte sie sich die ganze Situatian nicht recht vergegenwärtigen; dazu kam, daß ihre Empörung gegen Annettens Behauptungen bald ein gewisses, freudiges Gefühl bekämpfte, welches sie zwar nicht recht begriff, sich nicht recht zu erklären wußte und wieder zu verdrängen suchte, das ihr aber dennoch Mühe machte, Zorn und Abscheu gegen die Verläumderin festzuhalten.

Langsam kehrte sie nach Hause zurück. Es war schon spät geworden; — sie hatte es nicht bemerkt. Thüren und Läden waren bereits verschlossen. Leise pochte sie an. Mit dem liebenden Vorwurfe, daß man sich um sie geängstiget, öffnete die Mutter.

„Warum mußtest du auch gerade heute so lange herumschwärmen!" zankte sie freundlich. „Es ist uns eine so schöne Ueberraschung geworden; doch ich will nichts verrathen, gehe nur schnell in die Stube."

Wilhelminens Herz klopfte laut. Eine frohe Ahnung durchzuckte mit Blitzesschnelle diese geheimnißvolle kleine Welt in ihrer Brust. Mit angehal-

tenem Athem öffnete sie die Thüre, sah sie in die Stube und der Strahl ihres Auges begegnete dem leuchtenden Blicke Graumantels.

„Er ist es wirklich!“ stammelte sie, ihm beide Hände entgegenstreckend.

Er faßte diese Hände und zog das schöne, hocherglühende Mädchen in die Stube, das sein Auge jetzt niederschlug, um den feuchten Schimmer darin zu bergen; aber die verrätherische Thräne hing sich an die langen goldenen Wimpern und zitterte darin: „ich liebe dich.“ Ihr Haupt neigte sich, wie magnetisch angezogen, nach seiner Brust; — auf seinen Lippen bebte verlangend ein heißer Kuß, aber nur ein warmer Hauch streifte ihre Stirne und ein ruhiges: „Willkommen Wilhelmine!“ drang an ihr Ohr.

„Kunde von Anton bringt uns der liebe Freund!“ rief ihr der Förster entgegen, und wie von einem leichten Krampfe befallen, zog sich ihr Herz einen Moment beengend zusammen, dann aber sagte sie, ihr Auge groß aufschlagend:

„Gott sei Dank, daß wir endlich wieder von ihm hören!“

Graumantel ließ ihre Hände los und der Förster erzählte ihr, daß in des Sohnes Brust noch

immer das deutsche Herz recht warm unter der französischen Uniform schlage, und er mit tausend Andern nach dem Augenblicke seufze, die Maske abzuwerfen, in die man sie gezwungen. Graumantel hatte sich im Lager von Dresden einige Zeit aufgehalten; er war im Gefolge des Königs von Preußen dorthin gereist und war mit tiefster Entrüstung Zeuge von Napoleons Uebermuth gegen die deutschen Fürsten gewesen. Im Innersten empört darüber, lauschte er auf die Stimmung im französisch-deutschem Heere wie auf die Stimmen im Volke, und fand zu seinem Troste in dem betäubenden Rausche dieses glanzvollen Schauspieles den bessern Geist durchleuchten, auf den er Deutschlands Zukunft baute, und an dessen künftiger Entwicklung er mit vielen Andern nun schon seit so langen Jahren unermüdet arbeitete. Er suchte bei dieser Gelegenheit Anton in dem großen Heere auf und versprach ihm, den Seinen Nachricht von ihm zu bringen. Graumantel fand den jungen Mann in sehr niedergeschlagener Stimmung, unzufrieden mit seinem Geschick, unzufrieden mit sich selbst. Seiner Zukunft fehlte der helle Blick der Liebe, er wollte Annetten, die Verrätherin, aus seinem Herzen verbannen, Wilhelminens Bild an ihre Stelle setzen,

allein es blieb nur ein erschöpfender Kampf der Leidenschaft mit dem Willen, der ihn muthlos und mit sich selbst zerfallen machte. — Er gestand Graumantel, daß sein Gemüth erkrankt gewesen, und er viel an Wilhelmine und seinen Eltern verschuldet, was er einst sühnen wolle, wenn die feindlichen Kugeln ihn verschonten; dann gab er ihm verschiedene Aufträge für die Theuren in der Heimath, die Graumantel treu zu berichten versprach. — Er hatte verschiedene Gründe, das linke Rheinufer wieder zu betreten, und der Zeitpunkt erschien ihm jetzt am günstigsten dazu. Der wichtigste dieser Gründe war: sich über die Stimmung des deutschen Volkes dort einmal selbst wieder Kunde zu verschaffen; seit längerer Zeit hatte er nichts bestimmtes darüber vernommen, da die Wachsamkeit Mories fast jede Zusammenkunft der geheimen Verbündeten hintertrieb, wie auch jede briefliche Mittheilung gefährlich machte. Ebenso wäre es für ihn gefährlich gewesen, die französische Grenze zu überschreiten, da er dort als verdächtig bezeichnet war; selbst für den Förster konnte sein Erscheinen unheilbringend werden, indem man diesen seit jenem Weihnachtsabende zu den zu überwachenden Deutschen zählte. Aus diesen Ursachen

unterließ er, das Klostergebäude zu besuchen, von wo auch er nur höchst selten Nachrichten bekam. Jetzt, da Aller Augen auf den Norden Deutschlands gerichtet waren, und Napoleons Ruhm und Glanz alle Welt betäubte, glaubte er es am besten unternehmen zu können, das linke Rheinufer wieder zu betreten.

Der Förster bat Graumantel, bis zur Morgendämmerung zu verweilen, indem er schnellstens einigen der besten Freunde das Zeichen zu einer geheimen Zusammenkunft in der Waldkapelle geben wolle, er könne dann selbst sehen, wie, trotz aller Wachsamkeit und allen Schwierigkeiten, der geheime Bund noch immer fortbestehe und treue Anhänger habe. Als Graumantel nach einigem Ueberlegen seine Zustimmung dazu gegeben, bestieg der Förster den höchsten Giebel des Hauses, wo er eine Lucke in dem Dache öffnete und eine Leuchte daran hielt. Auf dem Kirchthurme unten im Dorfe zeigte sich nach kurzer Zeit dasselbe Zeichen, gleich darauf wurde hinter dem Walde ein Lichtpunkt sichtbar und weiter oben noch mehrere helle Schimmer. Befriedigt löschte nun der Förster seine Leuchte aus und trat den Rückzug wieder an.

Unterdessen war Wilhelmine mit Graumantel allein, da die Försterin es sich nicht nehmen ließ, für den lieben Gast ein Abendessen selbst zu bereiten.

Graumantel zog das schöne Mädchen neben sich auf das Sofa nieder und sah ihr forschend, als wolle er ihr Innerstes durchschauen, ins Auge, indem er sagte:

„Ich habe an Sie noch einen ganz besonderen Auftrag von Ihrem Verlobten.“

Sie senkte den Blick und zitterte; er fuhr nach einer kleinen Pause fort:

„Anton bat mich, Ihnen zu sagen, Sie möchten ihm sein seltsames Benehmen in der letzten Zeit seines Daheimseins vergeben; Kopf und Herz seien ihm erkrankt gewesen, er habe seither nach Genesung gerungen und hoffe gesund zu Ihnen zurückzukehren; — Sie möchten ihm Ihre Liebe bewahren, er gedenke täglich des Bandes, daß sie für das Leben aneinander feßle, und kehre er einst in bessern Zeiten zurück, so wolle er an Ihrem Herzen Ruhe und Zufriedenheit zu finden suchen, falle er jedoch in dem jetzigen Kriege, so möchten Sie seinem Andenken eine Thräne gönnen und seiner als eines Mannes gedenken, der gerne sein Leben dem Vaterlande geweiht hätte und Ihrer Liebe würdig gewesen wäre.“

Wilhelminens Gesicht überzog Leichenblässe und sie war nicht fähig, etwas zu erwidern. Er faßte ihre Hand. Sie zitterte heftig. Sein Auge haftete noch durchdringender auf ihr und er frug leise, fast bebend:

„Lieben Sie Ihren Verlobten? Gehört Ihr Herz Anton?"

„Dem Vaterlande — und ihm," erwiderte sie leise. „So hab' ich es geschworen."

„Und wenn er zurückgekehrt, wollen Sie sein Weib werden?" frug Graumantel wieder, doch lauter.

„Ja. So hat es mein sterbender Vater gewünscht, — es macht das Glück von Antons Eltern — und das seine," hauchte sie kaum hörbar.

„Aber das Ihre, Wilhelmine, Ihr Leben?"

„Ist an das seine gebunden," sprach sie, nach Fassung ringend. „So er einst als deutscher Krieger wiederkehrt, werde ich sein Weib — niemals aber das eines französischen Unterthans."

„Wenn er einst für Deutschland kämpft, dann, wenn eine solche Zeit kommt, dann werden Sie beglückt die Hand ihm reichen, mit Freude ihm an den Altar folgen, — nicht Wilhelmine, so ist es?" frug Graumantel mit scharfem Tone.

„Ja, so denke ich, — unsere Herzen — wir lie-

ben uns ja —" zitterte es von ihren Lippen, dann rief sie, plötzlich aufspringend, mit schmerzlichem Vorwurf: „Sie quälen mich, — fragen Sie mich darüber nichts mehr, — — wer darf jetzt an sich selbst denken, an seine eigne Zukunft, wo das Vaterland am Abgrunde steht?"

„Ja, Sie haben recht!" erwiderte er, und ein leichtes Zucken war in seinen unregelmäßigen, doch interessanten Gesichtszügen sichtbar. „Wer darf jetzt an sich selbst denken, und an süße Herzenswünsche! Sie, noch so jung in der ersten Jugendblüthe, sprechen dies aus — und ich, über dessen Scheitel schon mehr als dreißig Jahre hingegangen, sollte es anders wollen?" Er schwieg und ließ sein Haupt sinken, doch nach einer kleinen Pause fuhr er fort: „Wenn diese Stürme vorüber sind, — und gehen auch noch Jahre darüber hin — so wird Ihre Jugend im Arme der Liebe noch immer einen schönen Lohn für diese schwere Zeiten der Entsagung finden; mit meinem Leben ist es anders; schon viel weiter vorgerückt, ist es wohl bestimmt, in diesem Kampfe unterzugehen; mag es darum sein, mein Auge sich für immer schließen, wenn es den Sieg geschaut. Nur noch das eine will ich mir wünschen, für das Vaterland bis dahin zu

leben, Ihnen aber winde sich einst der beglückende Myrthenkranz um die schönen, goldenen Flechten, und die Rosen der Liebe schmücken Ihren spätern Lebensweg mit nimmer welkender Freude."

Er legte seine Hand auf ihr Haupt. Sie brach in Thränen aus, faßte dann heftig diese Hand, drückte stürmisch einen Kuß darauf und war verschwunden.

„So schön, so rein, so hochherzig — und doch ein schwaches Weib, wie Alle!" sprach er ihr nach. „Sich selbst täuschend, hingebend gegen jede Liebe, die sie sich gewidmet glaubt, in stetem Wechsel und Kampfe mit ihren Gefühlen, keine Klarheit des eignen Selbst, keine volle, offene Wahrheit sich und Andern! — Weshalb auch sollte es bei ihr anders sein, als ich es stets gefunden. Warum, thörichtes Herz, hingst du dich noch einmal gläubig an diese junge Seele, als wäre sie aus einem besonderen Tone geformt? Warum hofftest du auf ein Glück, welches du vergebens suchtest, als dein Herz noch rascher schlug und du selbst noch fähiger warst, zu beglükken? — Verrieth sie dich nicht, an die du in jener bessern Zeit mit ganzer Seele glaubtest, die du in jugendlicher Schwärmerei bis zur Anbetung liebtest, — und du willst jetzt noch hoffen, glücklich in der

Liebe zu werden, jetzt noch, wo die frische Jugend dich bereits verlassen? — Thor, gieb es auf, an eignes Glück zu denken, den höheren Zwecken nur, welche du seit Jahren verfolgst, gehöre fortan dein Leben, — dem Vaterlande allein sei deine Liebe und Treue geweiht."

Der Förster kehrte zurück und sagte Graumantel, daß die Freunde schon in einer Stunde sich bei der Waldkapelle einfinden könnten, sie selbst wollten der Sicherheit wegen durch den geheimen Gang gehen, welcher dort ausmünde. Nachdem sie ein Mahl eingenommen, nahm Graumantel Abschied von der Försterin und Wilhelmine, um unmittelbar nach der Zusammenkunft sein harrendes Fahrzeug auf dem Rheine aufzusuchen. Wilhelmine sah sehr angegriffen aus. Es lag ihr schwer wie eine Sünde auf der Brust, und doch war sie sich keiner solchen bewußt. Graumantels kalter Abschied machte sie fast erstarren. Als die Mutter ihr gute Nacht wünschte und ihr tröstend zuflüsterte: „Werde jetzt wieder heiter, liebes Kind, du hörtest ja, Anton liebt dich, er ist dir treu und wird es auch dem Vaterlande sein und dieses gewiß noch beweisen können; war es ihr, als müsse sie laut hinausschreien, um

dem gepreßten Herzen Luft zu machen. Statt auf ihr Zimmer zu gehen, schlich sie sich in den oberen Stock des Gebäudes und sah hinab nach dem Rheine. Bei dem sternhellen Himmel war der Strom sichtbar. Sie bebte wegen der Gefahr, welche Graumantel daraus erwachsen könne und freute sich doch wieder, das kleine Fahrzeug vielleicht zu entdecken, welches ihn an das jenseitige Ufer trug. Das halbzerfallene Kreuz eines hohen Fensters umklammernd, schaute sie träumerisch über das verschwommene Nachtbild hin, mit Empfindungen und Gedanken, diesem ähnlich.

Unterdessen betrat der Förster mit Graumantel den Gang, dessen Fallthüre er jedoch diesmal sorgfältig hinter sich verschloß. Die kleine Leuchte in der Hand, schritt er dem Freunde voran, welcher schweigend ihm folgte. Als sie etwa die Mitte des Ganges erreicht hatten, blieb er mit einem Ausrufe des Schreckens plötzlich stehen. Graumantel trat schnell hinzu und sah quer über eine regungslose Gestalt, mit zu Boden gekehrtem Gesichte, liegen, und um sie her einzelne zerstreute Papierstreifen, welche aus einer Oeffnung der Mauer gefallen zu sein schienen, denn man erblickte dort noch einige

verschriebene Blätter und ein losgebrochener Stein lag auf dem Boden.

„Was bedeutet dies?" frug Graumantel, auf die leblose Gestalt sich niederbeugend und bemüht, sie emporzurichten.

„Es ist Eusebius, der wahnsinnige Pater, wenn ich nicht irre," erwiderte der Förster. „Seit einigen Jahren sah man ihn im Kloster nicht mehr, doch sprach man viel von Gespensterspuck dort sowohl, als im Walde, was sich mir jetzt durch sein Hiersein erklärt."

„Er ist kalt, doch nicht starr," sagte Graumantel. „Ich glaube, daß noch Leben in ihm ist."

Er suchte den Unglücklichen zu erwärmen und träufelte ihm einige Tropfen einer stärkenden Essenz ein, welche er gewöhnlich bei sich trug.

Der Förster gerieth in eine peinliche Verlegenheit durch die Anwesenheit des Paters, mochte er nun todt oder lebend sein; dabei ängstigte ihn der Gedanke, daß dieser möglicher Weise in seinem geschwächten Zustande den Gang offen gelassen und dadurch die Waffen, welche in demselben verborgen lagen, einer Entdeckung ausgesetzt worden. Er theilte diese Befürchtung seinem Begleiter mit, der ihn bat,

schleunigst weiter zu gehen und die Sache zu untersuchen, er wolle indessen bei dem Unglücklichen bleiben, welchen sie dann später zusammen in den Wald hinausbringen könnten, wo man mit Hülfe der erwarteten Freunde für sein weiteres Fortkommen Sorge tragen müsse. Der Förster befestigte das Licht in einer Ritze der Mauer und eilte dann so schnell als möglich den dunkeln Gang entlang. Bald drang ihm frische Luft entgegen und ein heller Punkt traf sein Auge. Dadurch wurde seine Befürchtung bestätiget, daß der Wahnsinnige den geheimen Gang geöffnet und nicht wieder verschlossen habe. Als er näher kam, war es ihm, er höre Stimmen draußen. Diese konnten aber doch wohl nur von den erwarteten Freunden herrühren, die in der Kapelle seiner harrten; — aber sieh — auf der Stufe, die nach oben führte, stand eine lange hagere Gestalt, welche eben ein Licht anzündete, und der Förster erkannte mit Entsetzen den Medikus und hinter ihm Mories finsteres Gesicht.

„Nicht wahr, eine prächtige Entdeckung, welche ich heute Abend gemacht, Monsieur Morie?" sprach der lange Doktor wohlgefällig, indem er seinen Kopf rückwärts nach Morie beugte. In diesem Augenblick

blies der Wind das Licht wieder aus, und er bemühte sich, doch ziemlich erfolglos, aufs neue Feuer zu schlagen.

„So mack' Sie dock, Sie sein so langsam, Monsieur le Docteur!“ mahnte ungeduldig Morie.

„Mack Sie — Mack Sie — der Wind mack Sie, Monsieur Morie,“ erwiderte der Medikus ebenso. „Es ist ja noch Zeit genug, Herr, zu was die Ungeduld? Haben wir doch das geheime Nest glücklich noch offen gefunden, der wahnsinnige Vogel ist sicher noch darin und wer weiß, was sonst noch Alles. Es pressirt so gewaltig nicht, da hinein zu kommen. Ihre Leute sind ja noch nicht einmal zur Stelle, Monsieur Morie, und es ist immer angenehmer, in größere Gesellschaft solch unterirdische Welt zu inspiciren, als nur zu Zweien.“

Der Förster sah mit Entsetzen den geheimen Ort entdeckt; — der lange verborgene Waffenvorrath war verloren, wenn Morie hier eindrang, er selbst und Graumantel in der größten Gefahr, hier gefunden zu werden. Er mußte ungesäumt zurück, den andern Ausgang wieder zu gewinnen suchen, wenn er sich und Graumantel retten wollte, und doch, am offenen Eingange hier stand Morie, und die Freunde konnten

jeden Augenblick kommen; mußten diese sich nicht verrathen glauben? denn ohne Zweifel waren Gensdarmen von Morie hieher berufen. Der Kopf schwindelte ihm, es drängte ihn vorwärts und drängte ihn zurück, — er mußte das Eine, und wollte doch auch das Andere, — da wurde es laut vor der Kapelle, streitende Stimmen waren vernehmbar, Geschrei, Schläge, Büchsengeknall folgten schnell hinter einander. Entschlossen zog der Förster jetzt seinen Hirschfänger, schleuderte den erschrockenen Medikus die Stufen hinab und sprang hinaus, Morie nach. In dem tiefen, nächtlichen Schatten der Bäume entspann sich nun ein Kampf, in welchem der Förster kaum seine Freunde von Morie und den Gensdarmen unterscheiden konnte.

„Greift die Verräther, welche hier eine Zusammenkunft halten wollten, — daß keiner entgehe!" befahl Mories Stimme. „Dort ist ihr Schlupfwinkel, greift Alle, laßt keinen durch!"

Das Ringen wurde hartnäckiger, doch bald unterlagen die Bürger den besser bewaffneten Gensdarmen und Mories kräftiger Hand. Nur der Förster stand noch frei und sein funkelndes Messer fuhr wie ein Blitz durch die Dunkelheit, aber auch er

wurde verwundet und fühlte seine Kräfte schwinden. Er sah, daß hier Alles verloren sei; die Sicherheit des Gewölbes und Graumantels Rettung wurde ihm jetzt das Wichtigste. Mit einer raschen Wendung stürzte er in die Kapelle, mit einem Satze war er die Stufen hinab und der Medikus, welcher laurend da saß und eben wieder Licht angebrannt hatte, von ihm zur Seite gestoßen. In demselben Augenblick verschloß er mit einem raschen Drucke den Eingang und eilte unaufhaltsam vorwärts; der lange Doktor keuchte hinter ihm her, vorsichtig die Hand vor das Licht haltend, daß es an diesem grauenvollen Orte nicht erlöschen möge.

„Mit Permission! Nehmen Sie mich auch mit!" schrie er dem Davoneilenden nach. „Ich mag hier nicht allein weilen, wie einstens Mademoiselle Annettchen. He, Herr Förster, ich will hinaus mit Ihnen, das Grab hier ist mir denn doch zu weit, so groß und lang ich auch bin."

Bei dem Wahnsinnigen, der sich einstweilen unter Graumantels Bemühungen erholt hatte, erreichte er den Förster, der sich vergebens bemühte, seinen Freund zu einer schnellen Flucht anzutreiben. Dieser wollte den Unglücklichen nicht allein hier zurück-

lassen, obgleich ihn der Förster versicherte, er finde den Ausgang gewiß, da das Gewölbe und seine Geheimnisse ihm genau bekannt wären. Graumantel bestand darauf, ihn mitzunehmen, allein der Wahnsinnige wollte nicht von der Stelle weichen.

„Louison kommt bald wieder!" lachte er kindisch froh. „Ich darf nicht von hier fort, hier ist unser gemeinsames Grab, unser Brautbett, unser Palast.

„Wir bringen ihn nicht hinweg," mahnte dringend der Förster. „Man wird das Gebäude umstellen und wir sind Beide verloren." — Da keuchte der Medikus heran. — „Der Doktor kann bei dem Wahnsinnigen bleiben, bis er zum Weggehen zu bringen ist!" rief er erleichtert diesem entgegen. „Kommen Sie nun ungesäumt fort von hier."

„Was? Ich soll —" stotterte der erschrockene Medikus. „Keinen Falls, mein Herr, bleibe ich allein hier."

„Es ist Pflicht der Menschlichkeit," bat Graumantel. „Längeres Verweilen bringt uns Gefahr, Ihnen nicht, darum bleiben Sie bei dem Unglücklichen und suchen Sie ihn von hier fortzubringen; wir lassen Ihnen den Ausgang offen, der nicht weit von da sich befindet."

Nach diesen Worten folgte er des Försters Mahnungen. Der Medikus blieb einige Augenblicke zweifelnd stehen, dann aber schien es ihm doch am räthlichsten, gleichfalls davon zu eilen.

„Was Menschlichkeit! Ueben Sie selbst Menschlichkeit, meine Herren, wenn's beliebt," rief er den Davoneilenden nach. „Ich will lange Schritte machen, — es Ihnen gleich thun."

Doch der Doktor sollte nicht dazu kommen. Als er eben vorwärts schreiten wollte, klammerte sich der Wahnsinnige fest an ihn und flehte:

„Bleibt hier, hochwürdigster Herr; ihr könnt mich mit Louison verbinden."

„Was, Narr, laß los, oder komme mit," zürnte der Doktor.

„Erst muß sie da sein, so lange wollen wir warten," erwiderte hartnäckig der Verrückte, den Doctor noch fester umklammernd. „Komm, setze dich zu mir, ich lese dir einstweilen eine Geschichte vor, die sich in ferner Zeit zugetragen hat, damals, als ich noch jung war, noch das Schwert an meiner Seite klirrte und mein schönes Pferd sich lustig unter ihrem Fenster tummelte. Komm, setze dich, Freund,

du sollst diese Geschichte hören, und kannst sie glauben, ich schrieb selbst sie nieder.

Er tastete suchend auf dem Boden umher und sah spähend nach der hohlen Stelle in der Mauer.

„Wo sind nur die Papiere hingekommen?“ murmelte er. „Ich habe sie doch hier so sorgfältig verborgen. Louison wird sie wohl geholt haben, — sie bringt sie schon wieder, warte nur eine Weile, guter Freund!“

„Ach was — ich will nicht warten. Gehen will ich, und du sollst mit, oder meinetwegen auch in diesem Unkenneste sitzen bleiben.“

„Ich lasse dich nicht!“ rief Eusebius, mit der Kraft des Wahnsinns die Knie des Doctors umfassend.

Der laute Ton hallte dröhnend nach und dem Medikus wurde recht unheimlich zu Muthe. Er dachte, es sei wohl am Ende in dieser fatalen Situation das Räthlichste, dem Wahnsinnigen so lange nachzugeben, bis ein günstiger Moment komme, in dem er ihm entwischen oder ihn mit forbringen könne.

Nun so erzähle in Gottesnamen deine alberne Geschichte,“ sagte er seufzend und setzte sich neben ihm nieder.

Der Wahnsinnige schlang seinen Arm um ihn und

erzählte in abgebrochenen Sätzen, schnellen Sprüngen und Uebergängen, dem nichts weniger als aufmerksam lauschenden Medikus eine lange verworrene Geschichte, welche dieser für eine Ausgeburt des Wahnsinns hielt, sie oft ungeduldig unterbrach und sehnlichst ihr Ende herbeiwünschte.

Während der arme Doctor in dem unterirdischen Gewölbe an der Seite des Wahnsinnigen verweilen mußte, erreichten der Förster und Graumantel den Ausgang, und jener bat seinen Freund, nun ungesäumt seine Rettung zu versuchen und ihn seinem Schicksale zu überlassen, doch dieser widersprach und betheuerte, nur dann sich zu entfernen, wenn der Förster ihm folgen wolle, indem dieser nach den Ereignissen und Entdeckungen dieser Nacht rettungslos hier verloren wäre. Er solle schnell einen Verband um seine Wunde legen und den Seinen Lebewohl sagen. Der Förster, dem Kerker und Tod in Aussicht standen, ging endlich darauf ein; und da Beide keine Ahnung davon hatten, daß Morie auch Kunde von dem hier befindlichen Eingang in das Gewölbe habe, glaubten sie, daß nun vorerst der Versuch in der Kapelle gemacht werde, den Gang zu erbrechen und ihnen dadurch volle Zeit zur Flucht bleibe.

Aber sie sahen sich getäuscht. Noch ehe sie des Försters Wohnung erreichten, wurden sie von Morie und einigen Gensdarmeu angehalten und festgenommen. Man führte sie in das obere Stockwerk zurück und Morie befahl dem Förster, ihm den geheimen Eingang in das Gewölbe zu zeigen und zu öffnen.

„Er steht offen,“ gab dieser niedergeschlagen zur Antwort.

Der Gedanke an das Unglück, das durch ihn heute Nacht über seinen Freund gekommen, so wie die Enthüllung des so lange bewahrten Geheimnisses und die Sorge um seine Familie beugten ihn nieder; auch wirkte der Blutverlust schwächend auf ihn. Graumantel verband seine Wunde so gut es ging und bat ihn leise, keine Schwäche dem Feinde gegenüber zu zeigen.

„Dieser Herr ist ein Fremder. Ihr habt kein Recht, ihn zu verhaften,“ sagte der Förster, auf seinen Freund zeigend.

„Ich werde diesen Schritt verantworten,“ gab Morie kurz zur Antwort.

„Wer giebt Ihnen ein Recht, so gegen uns auf-

zutreten," frug Graumantel, „da wir, wie sie wohl glauben werden, keine Schleichhändler sind?"

„Die Vollmacht einer obersten Behörde giebt mir ein Recht dazu," erwiderte Morie stolz. „Verlasse ich auch gleich in diesen Tagen meinen Posten, so werde ich doch bis zum letzten Augenblicke meine Pflicht hier erfüllen."

„Die Pflicht eines Spions," warf der Förster verächtlich hin.

Mories Hand zuckte nach dem Degen, doch bezwang er sich und sagte ruhig:

„Ich diene treu dem Kaiser im Frieden wie im Krieg. Das ist meine Pflicht, — ihr suche ich nachzukommen."

Sie betraten das Refectorium, wo in der rundlichen Ecke desselben die geöffnete Fallthüre den geheimnißvollen Weg in den unterirdischen Gang zeigte. Morie trat schnell darauf zu und siehe, des Medikus blondes Haupt tauchte langsam aus der dunklen Tiefe empor. Er zog den Wahnsinnigen nach sich die steile Treppe herauf, und sah mit Verwunderung auf die Gesellschaft, welche sich ihm oben präsentirte. In demselben Augenblicke schlüpfte Annetens leichte Gestalt von der entgegengesetzten Seite

herein und stellte sich unbemerkt in den Schatten einer Säule. Von dort lugte das junge Mädchen ängstlich besorgt hervor. Sie war zugegen gewesen, als der Medikus vor einigen Stunden ihrem Vater verkündigt hatte, daß er auf einer abendlichen Berufswanderung den wahnsinnigen Pater entdeckt habe, wie er eben in die Waldkapelle geschlichen sei. Er habe ihn verfolgt und der Erschrockene sei dort plötzlich unter dem Boden verschwunden, ohne jedoch die Oeffnung wieder zu verschließen. Morie könne jetzt seinen Wunsch, ohne Aufsehen eine nähere Untersuchung des Ganges anzustellen, ausführen. Dieser sandte gleich darauf nach militärischer Begleitung, welche er an die Waldkapelle beorderte, und ging selbst eilends mit dem Medikus dahin. Neugierde und auch einige Besorgniß um den Förster, bei etwaigen politischen Entdeckungen, trieben Annette unruhig um das Gebäude herum. Sie vernahm mit Entsetzen die Schüsse im Walde, hörte Geräusch oben im Hause, und als sie bald darauf auch dort Licht entdeckte, trieb es sie unaufhaltsam hinauf. Leise schlich sie den Stimmen nach, die sie immer deutlicher hörte, und kam unbemerkt in die große Halle.

Des Försters bleiches Antlitz, das Blut, welches seine Kleidung befleckte, wie ihres Vaters und seiner Begleiter Haltung ihm und dem Fremden an seiner Seite gegenüber, sagten ihr bald, in welcher Lage sich Antons Vater befinde. Diesen zu retten, war, ungeachtet der schmerzlichen Entdeckung heute Abend, bei ihr der feste Entschluß eines Momentes. Aufmerksam wollte sie nun den Verlauf der Sache verfolgen, um eine Möglichkeit dafür zu erspähen und zu diesem Zwecke sich hinter der Säule verborgen halten. Aber der Medikus störte sie darin. Sobald er sich wieder in seiner ganzen Länge auf ebenem Boden aufgestellt hatte, entdeckte sein scharfes Auge hinter dem runden Pfeiler Annettens zierliche Gestalt.

„Charmant! Sie auch hier, Mademoiselle Annettchen, in diesem nächtlichen Wirrwarre?“ rief er erfreut und verstand zu spät ihren Wink, welcher ihm Schweigen gebot.

Annette wußte jetzt nichts besseres zu thun, als keck hervorzutreten und mit unüberwindlicher Neugierde ihre Anwesenheit zu entschuldigen.

Ihr Vater sah sie finster, fast mißtrauisch an

und befahl ihr, sich zu entfernen, aber schon stürzte der Wahnsinnige auf sie zu und rief jubelnd:

„Da ist sie wieder, Louison, meine Louison! — Nicht die ungetreue Gräfin d'Arment!"

Dieser Ausruf des Paters brachte eine erschütternde Wirkung auf Graumantel hervor. Mit hastiger Bewegung wendete er sich von dem Förster ab und trat auf die Gruppe zu, welche ihm Annette verbarg.

Morie entriß sie eben den umschlingenden Armen des Wahnsinnigen und schleuderte sie heftig zur Seite.

Sie stand vor Graumantel, der, erbleichend und mit dem Ausrufe: „Louison!" zurücktaumelte.

Morie wandte sich schnell nach ihm hin und sagte bebend:

„Sie heißt Annette, — nur der Wahnsinn kann ihr einen andern Namen geben."

„Dieses Mädchen ist Ihre Tochter?" frug Graumantel, Annetten noch immer mit der auffallendsten Bewegung betrachtend.

„Ja, Herr, — doch was geht das Sie an?"

Graumantel, ohne auf Morie zu achten, ergriff Annettens Hand und sagte aufgeregt:

„Ihr Anblick, holdes Kind, ruft vergangene Zeiten, mit ihrer Lust und ihrem Schmerze, so lebendig vor meine Seele, daß ich — mein Gott, solche Aehnlichkeit ist kaum denkbar ohne einen natürlichen Zusammenhang — Louison d'Arment. —

„Nein, nein," unterbrach ihn der Wahnsinnige. „Louison ist mein! Mein allein! Komm zu mir, Louison!"

„Ist denn die Tollheit ansteckend?" fuhr Morie wild auf?" einen scharfen Blick auf diese Vorgänge werfend.

Von einem unwiderstehlichen Gefühle bezwungen, zog Graumantel Annetten näher zu sich und küßte ihre Stirne, dann aber ließ er schnell ihre Hand los und sagte entschuldigend:

„Ihre wunderbare Aehnlichkeit mit einem Wesen, das ich heiß geliebt, überraschte mich bei ihrem Anblicke mit bezwingendem Zauber. Vergeben Sie, schönes Kind!"

Ein tiefer Seufzer hallte bei diesen Worten wie ein Geisterhauch durch die hohe Halle, und Wilhelminens schlanke Gestalt schwebte an der halboffenen Thüre des Haupteinganges vorüber und verlor sich

in den angrenzenden dunklen Räumen. Niemand hatte sie gesehen, doch ihr waren Graumantels Kuß und seine Worte nicht entgangen, und dadurch kam ein so unsägliches Weh über sie, daß Alles, was sie sonst noch erblickte, ihr nur wie im Traume vorkam und sie kein Verständniß dafür suchte. Erst nachdem sie eine Weile in ihr Zimmer zurückgekehrt war, besann sie sich wieder darauf, und namenlose Angst um ihren Pflegevater und Graumantel erfüllten sie. Sie machte sich die bittersten Vorwürfe, so schnell hinweggeeilt zu sein, und ging ungesäumt in den oberen Stock zurück, fand aber dort Alles jetzt still und dunkel. — War es denn nur ein unheimlicher Spuck gewesen, was sie gesehen, — oder war sie im Traume gewandelt?

Verwirrt, unentschlossen stand sie unter der weitgeöffneten Flügelthüre und starrte in den leeren Raum. Da bemerkte sie die offene Fallthüre und, unterrichtet von der geheimen Mechanik derselben, so wie von dem Waffenvorrath, der in dem Gewölbe verborgen lag, schloß sie rasch den Eingang zu. Es erschien ihr das beste, dies zu thun und die Ereignisse bis kommenden Morgen so ruhig wie möglich abzuwarten. Als sie aus dem Refecto-

rium trat, drangen wilde, verworrene Töne an ihr Ohr, welche schauerlich durch die leeren Räume hallten.

Sie kamen von dem Wahnsinnigen, den der Medikus für diese Nacht in eine Zelle eingesperrt hatte, um schnell einem Winke Annettens zu gehorchen, mit dem sie ihm heimlich aber sehr verständlich bedeutete, ihr zu folgen.

In den schnell wechselnden Lauten das Wahnsinnes jubelte und weinte nun der Unglückliche, und Wilhelmine, von Angst und Entsetzen gepackt, eilte von hinnen und sang fast besinnungslos zu den Füßen ihrer Pflegemutter, welche andächtig vor einem aufgeschlagenen Gebetbuche saß und vergebens der Rückkehr ihres Mannes harrte.

Der Medikus, der gehorsam, doch in einiger Verlegenheit Annettens Wink befolgte, wußte nicht recht, wohin sich eigentlich wenden, um seine kleine Braut, wie sie sich, doch in immer scherzenderem Tone gerne nannte, aufzufinden. Seine eigenen Heirathsgedanken hatte er so ziemlich in den Hintergrund seiner Wünsche gerückt, blieb aber nichts desto weniger der niedlichen Französin, deren Anblick sein Leben erheiterte, blind ergeben. Als Morie beschlos-

sen, die beiden Gefangenen die Nacht über in seiner eigenen Wohnung unterzubringen, hatte Annette schnell die Halle verlassen, doch noch unter der Thüre sich umgewandt und dem Medikus den Wink gegeben, dem er nun nachzukommen strebte. Er suchte durch das Labyrinth der Gemächer und Gänge den Weg nach Mories Wohnung zu finden, doch noch ehe er diese erreicht hatte, erfaßte ihn Annettens weiches Händchen und, sich auf den niedlichen Füßchen zu ihm erhebend, flüsterte sie ihm zu:

„Eilen Sie so schnell als möglich an den Rhein, dort weiter abwärts liegt hinter Gebüsch ein kleiner Nachen — sein Fährmann ruht darin. — Ich bemerkte das, als ich heute Abend, um einen Verdruß zu überwinden, eine einsame Promenade machte. Wecken Sie den Schiffer und bestimmen Sie ihn mit Geld und guten Worten, aufwärts zu steuern und dicht unter unserer Wohnung zu halten. Sollten Sie jedoch den Nachen leer finden, so übernehmen Sie selbst dies Geschäft. Bester, liebster Doktor, ich zähle sicher darauf, ich verlasse mich ganz auf Sie, mein liebster, treuester Freund.“

„Aber so sagen Sie mir doch wenigstens —“ bat der Medikus.

„Still, still. Fragen Sie nichts weiter, flehte Annette. „Es gilt ein Leben, — und mag auch mein Vater von seinem Standpunkte aus Recht haben, — diese That soll nicht auf sein, und auch nicht auf mein Gewissen kommen.“

„Ah, Sie wollen“ — stammelte der Doctor.

„Den Förster und seinen Freund retten; — ja, das will ich, — und es wird gelingen, wenn Sie Ihren Auftrag gut ausführen.“

„Der arme Förster — ja ja, verlassen Sie sich auf mich, ich will, ich werde“ — versicherte der Medikus und setzte seine langen Beine ungesäumt in Bewegung nach dem Ufer des Rheines.

Annette kehrte in die Stube zurück, wo ihr Vater mit zwei seiner Untergebenen bei einer Flasche Rheinwein saß, die Annette schnellstens besorgt hatte. Ein dritter war in das Dorf gegangen, um nach den, aus dem Walde dorthin gebrachten Gefangenen zu sehen, und dann der Behörde von dem Vorfalle Anzeige zu machen. Der Förster und sein Freund waren zuvor in einem kleinen Gemache, das an Mories Wohnung stieß, untergebracht, Thüre und Läden dort sorgfältig verschlossen worden, so das keine Möglichkeit einer Flucht vorhanden war.

Morie, vergnügt darüber, noch vor seiner Abreise eine so wichtige Sache entdeckt zu haben, ließ sich mit seinen Gefährten den Labetrunk nach dem nächtlichen Geschäfte vortrefflich munden, und erzählte dabei aus seinen früheren Feldzügen und dem Ruhmesdurst, welcher ihn jetzt wieder zu dem großen Heere des Kaisers treibe. Annette wünschte, nachdem sie noch einige Flaschen Wein besorgt, „gute Nacht" und verschloß sich in ihr Kabinett. Das kleine Gemach besaß noch eine Thüre, welche auf den Gang führte; leise öffnete sie diese und schlüpfte hinaus. Mit unhörbaren Schritten sprang sie nach der Hinterpforte des Hauses, drückte den Riegel zurück und lehnte sie nur an; dann eilte sie eben so schnell wieder in ihr Zimmer, horchte einen Moment an der Thüre, welche in die Stube ihres Vaters führte, und vernahm dort Mories lebhafte Unterhaltung mit seinen Gästen.

Mit einem raschen Blick gen Himmel, als flehe sie um dessen Schutz, entfernte sie nun ein leichtes Kleidergestelle von der Wand. Ein verblaßtes Freskogemälde kam zum Vorschein. Dasselbe schien eins mit der massiven Mauer, und nur von einem Scheinrahmen umfaßt zu sein; doch nach einiger Mühe wich

es unter Annettens Händen und löste sich von der Wand ab. Eine Oeffnung wurde sichtbar, die in eine Niesche führte, in welcher ein lebensgroßer Heiliger stand. Diese Niesche gehörte zu dem Gemache neben an, dessen dicke Mauern undurchdringlich erschienen. Hier befanden sich die Gefangenen, und Annette, ihren Kopf unter dem Arme des Heiligen durchsteckend, rief ihnen mit gedämpfter Stimme zu, hieher zu kommen.

Der Förster und Graumantel, welche in trüber Stimmung am Boden kauerten, fuhren fast gleichzeitig empor.

„Stille, stille!" bat Annette. „Vorsichtig, und Sie können gerettet werden."

Erstaunt erkannte der Förster die Tochter seines Feindes, und Graumantel sah wieder mit tiefer Bewegung in Annettens reizendes Gesicht.

„Nehmt diesen Heiligen da hinweg," bat sie, „doch stellt ihn so, daß man ihn von hier aus wieder auf sein Postament heben kann, und dann schnell herein zu mir."

Ihre Anordnung wurde ungesäumt und vorsichtig befolgt. Die Gefangenen befanden sich in einigen Minuten in ihrem Gemache, und mit leichter Mühe

war auch der Heilige bald wieder an seine frühere Stelle gebracht, das abgenommene Bild an der Mauer befestigt und das Kleidergestelle vor dasselbe gerückt.

„Jetzt gilt es," sagte Annette, „unbemerkt das Haus zu verlassen. Sie finden die Thüre offen. Ein Nachen liegt gerade hier unten, bereit sie aufzunehmen, — rudern sie schnell dem jenseitigen Ufer zu. Gott sei mit Ihnen!"

„Dank, tausend Dank, liebes Kind!" sagte Graumantel, Annettens kleine Hand an seine Lippen drückend.

Der Förster zauderte noch, und der schmerzliche Seufzer: „O Gott, mein Weib und Wilhelmine!" drang aus seiner Brust.

„Ich werde sie trösten," versicherte gutmüthig Annette, doch setzte sie etwas leidenschaftlich hinzu: „Dafür sagen Sie Ihrem Sohne, wenn Sie ihn je wiedersehen, Annette habe Sie an dem Abende gerettet, an welchem sie erfahren, daß Wilhelmine seine Verlobte sei, — er möge glücklich werden, — wir würden uns nie wiedersehen."

Graumantels Lippe entschlüpfte ein: „Ah so!" und rasch flüsterte er ihr zu: „Wir werden uns hof-

fentlich Alle wiedersehen, liebes Kind. Ich nehme großes Interesse an Ihnen und Ihrer Vergangenheit. Gewiß wir sehen uns wieder, Louison."

„Annette, mein Herr, nicht Louison," erinnerte sie betroffen. —

Doch schon war Graumantel mit dem Förster in dem dunkeln Gange verschwunden und Annette blieb eine Zeitlang in ängstlich lauschender Stellung stehen, dann athmete sie tief auf, schlüpfte leise durch den Gang und verschloß sorgfältig die Thüre wieder, worauf sie sich zu Bette legte. Sie vernahm noch eine Weile ihres Vaters Stimme nebenan, doch endlich schienen Morie und seine Gefährten entschlummert zu sein. Mit dem ersten Tagesstrahle erhob sie sich wieder und sah spähend die Anhöhe hinab, allein es zeigte sich dort gar nichts Außergewöhnliches. Auch so weit sie den Rhein hinabsehen konnte, bemerkte sie kein Fahrzeug. Die Gefangenen konnten längst in Sicherheit sein; es war ihr aber doch etwas ängstlich zu Muthe wegen der Rückkehr des Nachens. Zweifel, in wie weit der Medikus ihrem Auftrage nachgekommen, beunruhigten sie, denn obgleich sie auf seine Verschwiegenheit baute, hielt sie ihn doch nicht für klug und vorsichtig genug, jede

Spur sorgfältig zu vermeiden, die zu einer möglichen Entdeckung führen konnte, — und der Gedanke an eine solche, war ihrem Vater gegenüber eine höchst peinliche Sache.

Der gute Doktor aber hatte sich seines Auftrages leichter entledigt, als er selbst gedacht. Er fand den Nachen nach kurzem Suchen eine Strecke Weg's unterhalb der Anhöhe, und, zwar nicht in demselben, aber nahe am Ufer einen Mann, den er unbedingt für den bezeichneten Fährmann nahm und dem er sehr eifrig, doch ebenso unüberlegt Annettens Auftrag, stromaufwärts zu rudern, mittheilte. Der Mann schien betroffen und zögerte, als aber der Medikus von zwei Gefährdeten sprach, die er in sein Fahrzeug aufnehmen sollte, sprang er schnell in dasselbe, stieß in den Strom hinaus und der Medikus sah ihn rüstig aufwärts rudern. Ebenso bemerkte er, daß keine Douanenposten sich sehen ließen, was ihn sehr beruhigte. Ohne Zweifel hatte Morie gerade diese, als die nächstgelegenen, nach dem Walde beordert, von wo sie mit einigen Gensdarmen die gefangenen Bürger in das nächste Dorf gebracht, und nun dort noch verweilten. Zufrieden mit diesen Resultaten seiner Beobachtungsgabe, kehrte er

dem Dorfe zu und dachte nicht weiter darüber nach, warum wohl der Schiffer so bereitwillig seiner Weisung gefolgt sei. Am andern Morgen spähte er neugierig nach dem Nachen und seinem Fährmanne, welche längst wieder zurück sein konnten, allein vergebens. Ein freundlicher Schicksalswille hatte Annetten gerade das Fahrzeug erblicken lassen, in welchem Graumantel kurz zuvor gelandet war. Als dieser seinen eigenen Nachen oberhalb der Anhöhe fand, begriff er nicht, auf welche Weise die kleine Französin Kenntniß davon haben konnte, um ihn hieher beordern zu lassen, und war sehr geneigt zu glauben, daß er schon bei seiner Ankunft an Morie verrathen gewesen sei. Um so mehr fühlte er sich ihr für seine und des Försters Rettung verpflichtet, was den tiefen Eindruck, den ihre äußere Erscheinung auf ihn gemacht, noch vermehrte.

Der Medikus, nachdem er eine Weile vergebens nach dem Nachen und seinem Lenker gespäht, ging jetzt mit großen Schritten die Anhöhe hinauf und trat gerade in Mories Wohnung, als die Flucht der Gefangenen entdeckt wurde. Diese hüllte sich in ein undurchdringliches Räthsel, da der Heilige mit seinem blauen, sternbesäten Hintergrunde die geheime Pforte

in Annettens Gemach schützte und nicht der leiseste Verdacht die verhängnißvolle Niesche traf, deren interessantes Geheimniß Annettens Neugierde einst an einem langen und langweiligen Tage entdeckt, und, um gelegentlich eine kleine Schelmerei hier auszuführen, bis jetzt bewahrt hatte.

Dennoch zitterte sie, als das Gemach der Gefangenen geöffnet wurde und ihre Blicke richteten sich flehend auf den Heiligen, während Morie und der Gensdarme in Fluche und Verwünschungen über die Unbegreiflichkeit dieser Sache sich ausließen. Annetten konnte kein Verdacht treffen, da ihr Vater den Schlüssel des Gefängnisses bei sich trug und Alles wohl verschlossen fand. Die Idee, daß auch vielleicht von hier aus eine Verbindung mit dem geheimen Gange bestehe, blieb zuletzt noch die einzig mögliche, wenn auch sehr unwahrscheinliche Erklärung, denn es fand sich nirgends die leiseste Spur davon, was jedoch ebenso in der Kapelle und dem Refectorium der Fall war.

Morie wollte nun den Gang genauer untersuchen, und fand zu seinem höchsten Aerger ihn wieder verschlossen, was ihm die Flucht der Gefangenen durch denselben wahrscheinlicher machte.

„Ist denn der ganze Boden hier unterwühlt!“ tobte er in größtem Unwillen. „Man sollte das ganze Gebäude zusammenwerfen, diesen vermaledeiten Schlupfwinkel voller Geheimnisse zerstören.“

Da er jedoch am nächsten Tage abreisen mußte, blieb ihm keine Zeit mehr, selbst nähere Untersuchungen anzustellen, und er konnte nichts mehr thun, als einen weitläufigen Bericht über den ganzen Vorfall der Nacht an die Behörde einzusenden. Die im Walde verwundeten und gefangenen Bürger blieben standhaft bei ihrer Aussage, daß ihre Zusammenkunft keine politische gewesen sei, noch eine weiter verzweigte Verbindung bestehe. Um das Geheimniß des unterirdischen Ganges betheuerten sie, nichts zu wissen, und da einige Nachgrabungen ohne Resultat waren, forschte man nicht weiter darnach, doch blieben die verdächtigen Gefangenen vorerst noch in Untersuchung und strengem Verwahrsam, und der Förster wurde als seines Dienstes verlustig erklärt.

Der Tag, welcher nach des Försters und Graumantels Entfernung folgte, war ein Tag namenloser Qual für Wilhelmine und ihre Pflegemutter. Erst gegen Mittag erfuhren sie die ganze schreckliche Begebenheit im Walde, und konnten von dem För-

ster und Graumantel nur ermitteln, daß Morie beide gefangen genommen, und man sie jetzt vermisse; was aus ihnen geworden, blieb für sie in ein schreckhaftes Dunkel gehüllt. Erschöpft, gebeugt und trostlos fand sie die Dämmerung. Wilhelmine lag auf den Knien vor der Mutter und verbarg ihr bleiches Antlitz in ihrem Schooße. Die zitternden Hände der alten Frau falteten sich über ihrem jugendlichen Haupte zum Gebete zusammen; sie rang nach Gedanken und Worten, mit denen sie vom Himmel Hülfe erflehen wollte, aber das dumpfe, schmerzliche Gefühl, das in ihrem Herzen zitterte, drückte so schwer auf ihr Haupt, daß sie nur die Hände falten, das Auge erheben und stammeln konnte: „Vater im Himmel, du siehst in mein Inneres!" dann folgte wieder tiefe Stille. Leise rannen die Thränen über die gefurchten Wangen der Försterin; Wilhelminens brennenden Augen fehlte selbst diese Linderung und immer heftiger wühlten Schmerz und Angst in ihr.

Dunkelheit kehrte in die Stube ein; sie bemerkten es nicht; ob Tag oder Nacht, — die düstere Schwüle ihres Schmerzes blieb sich gleich. Da öffnete sich leise die Thüre, eine tief verhüllte, kleine

Gestalt näherte kaum hörbar sich ihnen. Es war Annette.

„Seid nicht so traurig!" flüsterte sie mit verstellter Stimme. „Sie sind ja gerettet, — sind drüben in Deutschland, — seid ruhig; — auch euch wird kein Unheil treffen, man wird euch nicht verfolgen, ich schwöre es."

„Wer bist du?" frug Wilhelmine, die dunkle Gestalt schüchtern anfassend. „Sprich, bist du ein Engel, der uns dies Heil verkündet? O sag es noch einmal, daß sie wirklich gerettet sind!"

„Mit dem frühesten Morgen betraten sie das jenseitige Ufer. Doch schweigt darüber, — seid vorsichtig, wenn man euch befragt; und ihr könnt ruhig hier bleiben, bis die Zeit günstiger ist, ihnen zu folgen. Es wird kein Ankläger gegen euch auftreten, eure Stellung vor dem Gesetze wird eine leichte sein, doch faßt euch und seid klug. Ihr wisset von Allem nichts, — dürft nichts wissen. Und nun lebt wohl!"

„Nein, sage uns erst, wer du bist?" bat Wilhelmine, die verhüllte Gestalt fester anfassend. „Damit ich dein Andenken treu bewahren kann."

Annette schwieg einen Augenblick, dann sagte sie,

während sie sich losriß und davon eilte: „Wenn du mit Anton einst vor dem Altare stehst, so denke, daß es auch in Frankreich Herzen giebt, welche edelmüthig schlagen — und auch dir Liebe mehr als Haß geziemt hätte.“

„Annette!“ rief Wilhelmine in höchster Ueberraschung.

Doch sie war verschwunden, und am andern Tage, als Wilhelmine sich vergebens alle Mühe gegeben, sie aufzufinden, erfuhr sie endlich, daß die hübsche Französin in Begleitung ihres Bräutigams, des berühmten Doktor Gallus, in ihre frühere Heimath gereist sei und man nicht wisse, ob sie als seine Frau zurückkehren oder den Medikus zum Junggesellenstande verdammen werde. Auch Morie entfernte sich am andern Tage, nachdem er über die Ereignisse der verhängnißvollen Nacht noch Alles genau zu Protokoll gegeben, wie seine Ueberzeugung ausgesprochen hatte, daß die Familie des Försters völlig ununterrichtet von diesen Umtrieben, und deshalb der größten Schonung von Seiten des Gesetzes zu empfehlen sei. Die Försterin und Wilhelmine wurden hierauf auch nur zu einigen Verhören gezogen und nach diesen für völlig schuldlos erklärt. —

Da der Nachfolger des Försters ihre Wohnung nicht für sich in Anspruch nahm, gewährte man ihnen stillschweigend den ferneren Aufenthalt dort, welchen sie auch vorerst mit keinem andern zu vertauschen wußten. Von den Entflohenen kam ihnen keine Kunde, was sie der Unsicherheit und mehr noch der Gefährlichkeit des Verkehrs zuschrieben. Die Försterin rang nach Fassung, um das Geschick zu überwinden, das sie gänzlich niederzudrücken drohte, und sie gewann nach kurzer Zeit durch demuthsvolle Ergebung in einen höhern Willen ihre frühere, ruhige Haltung wieder. Auch Wilhelmine zeigte, nachdem sie sich aus der ersten schmerzlichen Betäubung herausgerungen hatte, ein heitereres und entschlosseneres Wesen als früher. Keine Klage kam mehr über ihre Lippen, keine Thräne trat mehr in ihr Auge, und ihr sonst so träumerisches Hinbrüten wich einem belebteren Auftreten. Man sah sie häufig, was sonst nie geschehen war, im Dorfe, sie machte Besuche in der Nachbarschaft, knüpfte Bekanntschaften an, kam zu ländlichen Festen und zeigte eine rege Theilnahme an allen öffentlichen Begebenheiten.

Das schöne Mädchen fand überall leicht Eingang und hatte bald viele Anbeter, selbst Freier. Sie zeigte

Allen eine lachende Miene, aber ernste, bedeutsame Worte kamen zu rechter Zeit aus ihrem Munde. Durch sie erfuhren Viele erst die Ereignisse des jetzigen Feldzuges, durch ihre Hand wurden deutsche Zeitungen im geheimen verbreitet, — und bald unternahm sie auch die Vermittlung geheimer, nächtlicher Zusammenkünfte der Deutschgesinnten. Ihre Schönheit, wie das heitere, leichte Wesen, das sie äußerlich annahm, schützten sie, und leiteten jeden Verdacht von ihr ab. Sie wußte selbst zuweilen ungehindert auf das jenseitige Ufer zu gelangen, wozu ihr der Nachfolger ihres Pflegevaters, der sehr mit dem Gedanken umging, sie zur Försterin zu machen, viele gute Dienste leistete. Mit sichrem Takte gelang es ihr, sich überall durchzuwinden und mit der angebornen weiblichen Klugheit, welche sich schnell bei ihr entwickelte, als sie dieselbe für ihre Zwecke brauchte, hier zu täuschen, dort der Wahrheit Eingang zu verschaffen. So umgab sie bald ein Anhang Deutschgesinnter, und sie machte unter der Maske des Frohsinns und der Geselligkeit Propagande für die deutsche Sache.

Je unglücklicher der russische Feldzug für die französischen Waffen sich gestaltete, desto mehr kam das

deutsche Element in den französischen Rheinprovinzen wieder zum Vorschein. Der Brand in Moskau wirkte auch hier elektrisch auf das deutsche Volk; mit der Flamme, die dem Feinde entgegenloderte, sprühte mancher patriotische Funke hervor, wie die Qualen der deutschen Brüder, welche auf Rußlands Eisgefilden mit allen Schrecken des Lebens und des Todes rangen, die Erbitterung gegen den Urheber solcher unsäglichen Leiden zum Gefühle der Thatkraft erhob, das mit nationaler Begeisterung sich einte und mächtig auf die so unselig lang vermißte Einigkeit Deutschlands hinwirkte.

Der Rückzug der großen Armee, die in Trümmer sich auflöste und in Grausen erregender Zersplitterung die russische Grenze zu erreichen suchte, brachte eine eben so große moralische Wirkung hervor, als Napoleons äußere Macht einen tödtlichen Stoß dadurch erlitt. Yorks Uebertritt zu den Russen gab den ersten kräftigen Impuls zur Erhebung Preußens, und so große Verlegenheit im ersten Moment dieser Schritt des preußischen Generals der Regierung und dem Könige bereitete und von militärischem Standpunkte aus schwer zu rechtfertigen war, so wurde er doch anerkannt als die zeitgemäße

That eines edlen, warmschlagenden deutschen Herzens, dem das Vaterland über Alles galt. Das so lange niedergebeugte nationale Gefühl, die mißhandelte Kraft Deutschlands, brach sich mit einemmale Bahn, und was seither nur im Innern gekeimt und von treuer Hand gepflegt worden war, brach jetzt als schöne Blüthe an das Licht des Tages hervor. Durch die untersten Schichten des Volkes, wie an den Stufen der Throne wehte eine edle Begeisterung und ein Opfermuth, welche das Größte zu vollbringen fähig waren.

Doch noch immer lag Napoleons Hand schwer auf den deutschen Gauen. Neue Heere wurden gerüstet, die Niederlage in Rußland zu sühnen. Der mächtige Kaiser, der sieggewohnte Feldherr, überschritt mit frischgeworbenen Schaaren den Rhein, um sich den im Norden Deutschlands gesammelten Ueberresten der großen Armee anzuschließen. Die Rheinbundsfürsten sahen sich noch von dem gewaltigen Herrscher abhängig, und Deutschland mußte die Schmach erleben, daß auf seinen Befehl der Deutsche gegen den Deutschen auf dem heimathlichen Boden das Schwert erhob. Doch nur mit innerstem Widerstreben konnte dies geschehen und der Sieg bei Dres-

den war die letzte glänzende Waffenthat des napoleonischen Heeres, allein sie blieb ohne nachhaltigen Erfolg für Napoleon. Das ganze deutsche Volk hatte den Kampf gegen ihn begonnen, wenn gleich noch deutsche Heere für ihn streiten mußten.

Doch wer kennt sie nicht, jene Zeit der begeisterten Erhebung für das Vaterland, die wie ein elektrischer Schlag das getheilte Deutschland berührte, es in brüderlicher Liebe vereinte und das erhebende, alles bezwingende Bewußtsein, einer großen, starken Nation anzugehören, dem Deutschen wiedergab?

Der Sieg war von nun an mit dem deutschen Heere. Ein Fürst nach dem andern trennte sich von dem schmählichen Rheinbunde, den Napoleons Herrschersinn gestiftet, und jubelnd reihten sich nach einander alle deutschen Schaaren Preußen an zu gemeinschaftlichem Kampfe gegen den Unterdrücker, zur Vertreibung des Feindes für immer aus Deutschlands Grenzen.

Auch Graumantel und der alte Förster kämpften in den Reihen der Vaterlandsvertheidiger, und ersterer nahm bald eine hervorragende Stelle im preußischen Heere ein. Wie ein liebender Sohn war er um den Förster besorgt, welcher seit ihrer

gemeinschaftlichen Flucht über den Rhein nicht mehr aus seiner Nähe gekommen war. Es that ihm leid, den alten Mann noch im offenen Felde zu sehen, aber es war ihm nicht möglich, ihn von dem Kampfe fern zu halten.

„Mein Sohn ist in dem Dienste des Feindes gefallen,“ sagte er wehmüthig, „ich will diese Schmach sühnen und für das Vaterland sterben.“

Sie konnten, trotz allen Bemühungen Graumantels, nichts von Anton erfahren und beide waren überzeugt, daß er unter den Tausend und abertausenden sei, welche in Rußland umgekommen. — Aber dem war nicht so. — Während sie im Norden Deutschlands kämpften und die Franzosen immer weiter nach dem Rheine zu drängen halfen, schleppten sich mühsam und todesmatt aus den Lazarethen und Feldlagern einzelne Deutsche und Franzosen ihrer Heimath zu. Unter diesen Unglücklichen befand sich auch Anton. Fast sterbend erreichte er seine Heimath, durch Strapazen, Verwundungen und Krankheit bis zum Skelette abgemagert und entstellt. So fand ihn seine Mutter bewußtlos an der Schwelle des Hauses. Freude und Jammer stritten um den Vorrang in ihrer Brust, aber die erstere siegte

bald. Hatte sie doch jetzt den Sohn wieder an dem treuen Herzen, — nun mußte er gesunden, ihre Liebe ließ ihn nicht sterben. Hatte Gott sein Leben bis daher beschützt, wie konnte er es ihm jetzt noch nehmen — im Arme der Mutter? Diese Hoffnung belebte ihre geschwächten Kräfte; Tag und Nacht widmete sie der Erhaltung des theuren Lebens, das am Rande des Grabes hin und her schwankte.

Wilhelmine, sichtbar ergriffen durch Antons traurigen Anblick, stand ihr treulich bei, so weit als es ihre Zeit erlaubte, die von den patriotischen Zwecken, welche sie mit Begeisterung und Energie verfolgte, und die sie für die heiligste Pflicht ihres Lebens hielt, sehr in Anspruch genommen war.

Der Siegesjubel, welcher nach der Schlacht bei Leipzig erschallte, fand auch seine Echo in den französischen Rheinlanden, doch durfte er dort nur im geheimen nachhallen. Nach der Schlacht bei Hanau setzten die fliehenden französischen Schaaren über den Rhein, und jede deutschfreundliche Aeußerung fand einen gereizten, rachsüchtigen Feind. Doch das französische Heer zog sich immer mehr in das Innere von Frankreich und ließ nur kleine Besatzungen in

den Rheinprovinzen zurück. Die deutschen Heere machten Rast am Rheine und sahen verlangend über sein breites, schönes Bett an das jenseitige Ufer hinüber, das noch immer französisches Eigenthum hieß. —

Von der Anhöhe, auf welcher das Klostergebäude lag, konnte man mit scharfem Auge bei hellem Sonnenglanze die blinkenden Waffen der Deutschen erkennen. Wilhelminens Blick schweifte oft verlangend hinüber und immer höher und freudiger schlug ihr Herz. Sie flüchtete sich vor Antons bleichem Antlitz, das sie beängstigte, auf den höchsten Giebel des Hauses und spähte in die Ferne, aus der ihr Heil für Deutschland winkte. Ihre Seele entfloh zu den kriegerischen Schaaren, deren blinkende Waffen sie erkennen konnte, und es war ihr, sie müsse hinüber, mit ihnen kämpfen, und dann sterben an Graumantels Seite. Doch sie hatte hier eine heilige Mission zu erfüllen, sobald der Augenblick dafür günstig war. Noch lagen die verborgenen Waffen in ihrem unterirdischen Verstecke, bald sollten sie hervorgeholt und denjenigen übergeben werden, welche muthig als Vorkämpfer der deutschen Sache auftreten wollten. Noch aber war es zu gewagt, die fran=

zösischen Sicherheitspässe noch zu stark besetzt und die Schaar der Muthigen noch zu klein.

Wilhelmine mahnte Anton, ihr beizustehen und mit gutem Beispiele voranzugehen. Aengstlich wehrte die besorgte Mutter dem Sohne jede körperliche Anstrengung; doch dieser raffte sich gewaltsam empor und sagte zu Wilhelminen:

„Ich will denen drüben den Weg bahnen helfen, — du sollst sehen, daß auch in meiner Brust ein warmes deutsches Herz schlägt, und niemals sagen können, du habest deine Liebe an einen Unwürdigen verschwendet."

Sie reichte ihm die Hand und erwiderte mit Aufregung:

„So ist es gut, Anton. Erst denke des Vaterland's — dann unsere Liebe."

„Mit dem Frieden," sagte er matt, „wird auch Ruhe und Glück bei uns einkehren."

„Lasse uns darauf hoffen, Anton, doch jetzt handeln."

Anton machte, von Wilhelminen begleitet, Ausflüge in die Umgegend. Das Brautpaar wurde überall herzlich bewillkommt und bedeutungsvolle Worte und Blicke dann gewechselt. In nächtlicher

Stunde schlichen sich häufig von verschiedenen Seiten junge Männer in das große Gebäude, und in ihrer Mitte waren dann stets Anton und Wilhelmine. Es war ein stilles, geheimnißvolles Treiben in den leeren Räumen des großen Gebäudes. Aus dem unterirdischen Gange wurden die verpackten Waffen nach und nach hervorgeholt und in einer großen Halle aufgestellt, welche Wilhelmine immer wieder sorgsam verschloß und bewachte. Sie war oft stundenlang dort und ordnete und sonderte diesen lange verwahrten Schatz.

Als es gegen Weihnachten ging, bat sie Anton, eine schöne Tanne zu besorgen, denn es sei jetzt wiederum an der Zeit, einen Baum mit fröhlichem Lichterglanze zum heiligen Feste zu schmücken.

Sie soll hinüber strahlen zu den deutschen Kriegern," fuhr sie begeistert fort. „Und glaubst du nicht, Anton, daß sie verstehen, was diesmal die heilige Feier bedeuten soll? Daß sie hier finden, was sie suchen, treue deutsche Herzen. Weilen dort drüben Graumantel und der Vater, so werden diese Beiden laut ausrufen, wenn sie das heilige Feuer strahlen sehen: „Jetzt ist es an der Zeit, die dort denken an uns, reichen uns die Hände und rufen

uns zu: Auf, ihr Tapfern, hinüber über den Rhein, daß kein französischer Fuß mehr das Ufer dieses schönen deutschen Stromes entweihe." Welche große Zeit, Anton, naht heran! Alles wird wieder erobert werden, was Deutschland jetzt und in früherer Zeit entrissen wurde, und aus diesem heiligen Kampfe geht ein einiges großes Deutschland hervor. Freudig laß uns dafür kämpfen und sterben."

„Ich werde, ich will es. Aber du, Wilhelmine, du hast genug gethan," mahnte Anton mit besorgtem Blicke; doch sie schüttelte ihr schönes Haupt, und ihre schlanke Gestalt hob sich stolzer empor; dann ergriff sie Antons Hand und sagte, indem ein fast überirdischer Glanz in ihr Auge trat:

„Ich möchte sterben dürfen in diesem heiligen Kampfe; wie du und er ein Schwert schwingen. — Meine Seele verlangt darnach, mit den euren zu entfliehen, dahin, wo alles Schmerzliche in schöner Harmonie sich lösen wird."

„Wilhelmine!" rief Anton besorgt. „Du überreizest dich, — du giebst deiner Phantasie zu vielen Spielraum, — das Heraustreten aus dem einfachen Kreise der Häuslichkeit, aus den Bestimmungen deines Geschlechtes wird dir gefährlich. Ich bitte dich,

bleibe von jetzt an bei der Mutter und überlasse mir, was hier noch zu thun ist, es bedarf einer männlichen Hand. Wir wollen nicht sterben, Wilhelmine," fuhr er bittend fort, da er sie erbleichen und zittern sah. „Lasse uns an das Leben und eine bessere Zukunft glauben. Du sollst dich nicht in mir täuschen; — kehre ich glücklich aus diesem Kampfe zurück, dann sollst du klar in mein Herz schauen. Du wirst vergeben, es von seinen Wunden heilen, und ein zufriedenes Leben soll dir werden, ein so glückliches, als es mir möglich ist, dir zu bereiten. Aber schone dich, Wilhelmine! Denke an die alte Mutter, welche ganz verlassen ohne dich wäre. Bleibe treu an ihrer Seite, bis der Vater zu ihr zurückkehrt. Ich glaube fest, er kommt jetzt wieder."

Wilhelmine gab keine Antwort auf Antons Mahnungen. Sie bat ihn, die Tanne herauf zu besorgen, sie wolle diese schmücken. Anton willfahrte ihr etwas widerstrebend, und sie beschäftigte sich, den Weihnachtsbaum recht schön zu verzieren, vor allem war sie darauf bedacht, so viel als nur möglich Lichter daran zu befestigen.

Als der Weihnachtsabend herankam, war eine beträchtliche Anzahl junger Männer in dem alten

Gebäude versammelt. Sie hatten sich einzeln im Laufe des Tages hereingeschlichen und in der obern Stube zusammengefunden; auch durch den geheimen Gang geleitete Anton bei einbrechender Dunkelheit in Mäntel gehüllte Gestalten, welche sich in der Waldkapelle zusammengefunden hatten. Wilhelmine war in der großen Halle und blickte mit leuchtenden Augen über den breiten Strom, der theilweise mit Eis bedeckt war, und flehte exaltirt:

„Packe das lebendige Wasser mit fester Hand, kalter Winter, und leg eine sichere Decke über den breiten Strom, daß die Schaaren, welche da drüben lagern, ihn leicht überschreiten können. Eisige Winde, werdet, wie im vorigen Jahre, der treue Verbündete derjenigen, die den Feind aus den Grenzen ihrer Heimath verjagen und verfolgen werden bis in das Herz seines Landes. O, wäre ich ein Mann und könnte kämpfen an seiner Seite, und sterben mit ihm! — Er sollte erkennen lernen, daß auch dem schwachen Weibe Muth und eine unbegrenzte Hingabe an das Vaterland nicht fehlt. Antons Mahnungen werden mich nicht wankend machen! Ich könnte ihn hassen darum, der nur das schwache Weib in mir finden möchte!“

Kaum brach die Dämmerung herein, so zündete sie die Lichter der geschmückten Tanne an, öffnete die Thüre der Halle den Harrenden, rief sie herein und theilte die aufgestellten Waffen unter sie aus.

„Euer Christgeschenk!“ sagte sie. „Nehmt es hin als eine Gabe des Himmels, helft damit euer Vaterland erretten; traget diese Waffen würdig in dem heiligen Kampfe und betet mit mir um den Sieg.“

Sie kniete unter dem strahlenden Baume nieder, und um sie kniete der Kreis der Männer und betete mit ihr und schwur, zu siegen oder zu sterben.

Aus der Ferne, vom jenseitigen Ufer, hörte man Schüsse; sie tönten wie Freudengejubel zu der patriotischen Weihnachtsfeier in dem alten Gebäude.

„Sagte ich es nicht,“ rief Wilhelmine aufspringend und Antons Hand ergreifend, „daß sie drüben diesen heiligen Lichterglanz verstehen und jubelnd ihn begrüßen würden. O, nicht ferne von hier weilt der Vater und er; — sieh dort an den Bergen brennende Weihnachtsbäume! — Himmelaufflammende Zeichen für uns! Sie kommen — sie kommen bald! — Dieser hehre Abend, diese heilige Erinnerung an die Stunde, wo der Erlöser der Mensch-

heit geboren wurde, vereint sich uns heute mit der Gewißheit einer völligen Erlösung aus schmählichen Banden; und mit dem Gebete, das wir unter diesem heiligen Baume hier in einem die ganze Menschheit umfassenden Glauben gen Himmel senden wollen, steige die Bitte empor um ein einiges, großes, freies Vaterland!"

Sie umfaßte begeistert den Stamm des heiligen Baumes, ihr Auge flammte in wunderbarem Glanze aufwärts, und mit lauter Stimme betete sie:

„Herr des Himmels und der Erde, der du der Welt deinen Sohn gesandt hast, sie von der Sünde zu erlösen und aus Irrthümern zum Lichte ewiger Wahrheit zu führen, durch Liebe und Milde die Welt zu regieren, laß ewigen Frieden aus diesem blutigen Kampfe hervorgehen, und segne mit deiner unendlichen Güte die theure deutsche Heimath, die um ihr Leben, ihre heiligen Rechte ringt; führe auch einst diejenigen, welche jetzt mit den tödtenden Waffen in der Hand drohend sich gegenüber stehen, versöhnt einander zu und strafe nur die Urheber ihres Hasses, die den bösen Geist der Zwietracht entflammt, die Menschheit geknechtet und jedes Völker-

recht mit Füßen getreten haben. Wenn die vermessenen Gelüste, welche die grausamsten Leidenschaften wachgerufen und bestärkt haben, überwunden sind, das Recht und die Vaterlandsliebe siegend auf ihren Trümmern stehen, der Friede wieder über den aufblühenden Fluren schwebt und als guter Genius tröstend auf die weinenden Völker herniedersieht, welche so vieles gelitten, dann, allgütiger Vater, laß Alle, Freund und Feind, hoch und niedrig Stehende, die göttliche Lehre deines Sohnes in ihrer ganzen Fülle und Wahrheit verstehen, die da will Milde, Gerechtigkeit, Liebe und Duldung. Sie schlinge ein versöhnendes Band um die ganze Menschheit und vereine die verwandten deutschen Völker zu einem großen Bruderstamme, welchen Freude wie Leid fest zusammenkettet und den kein falscher Ehrgeiz, keine Mißgunst und kein Fanatismus mehr auseinander zu reißen vermag. Amen."

„Amen," rief der ganze Kreis. „Wir stehen Alle für Einen — Einer für Alle! Gott gebe uns Kraft, den rechten Weg zu finden. Unsere deutschen Brüder sollen hier keinen Feind mehr finden, der sich ihnen entgegenstellt. Mit diesen Waffen pflanzen wir uns am Rheinesufer auf, den Freunden

entgegenjubelnd, mit ihnen zu kämpfen, zu siegen oder zu sterben!"

Ein tobendes Gelärm erhob sich in diesem Augenblicke unten und störte die schöne Feier. — Dem Führer der französischen Besatzung, welche diese Gegend zu überwachen hatte, wurde Kunde von der patriotischen Versammlung in dem Klostergebäude; er kam nun mit seinen Soldaten, um, mit den Waffen in der Hand, sie auseinander zu sprengen. — Anton stellte sich an der Spitze des kleinen Haufens ihnen entgegen, und Sieg oder Tod war die begeisterte Losung. — Wilhelmine flehte des Himmels Schutz auf sie herab, warf noch einen Blick über den Rhein hinüber und ergriff dann ein Schwert, um, wenn es Noth thue, mit dessen Hülfe sich einen Weg zu der Mutter zu bahnen, an deren Angst und Verlassenheit Anton sie mit schnellen Worten noch gemahnt hatte. — Das Thor wurde von den Andringenden gesprengt, und ein heftiger Kampf entbrannte in den Gängen und Hallen des weitläufigen Hauses. Büchsengeknall, Schwertgeklirr und wildes Rufen erschütterte die sonst so stillen Räume. Wilhelmine, die zitternde Mutter umfangen haltend, lauschte in fieberhafter Spannung diesen Tönen. —

„O, mein Anton, mein einziges Kind," bebte es von den Lippen der Försterin. „Kaum genesen, wird der Tod ihn ereilen."

„Fasse dich, Mutter," beschwor Wilhelmine. „Er kämpft ja gegen den Feind, nicht mehr in seinen Reihen; — mag er fallen, er stirbt für das Vaterland! — Horch, Mutter — weine nicht mehr — hörst du denn nicht, das sind Siegestöne der Unsern! Sieh mit hellem Auge dorthin — dort, sieh hin, sieh, wie sie die Anhöhe hinabstürzen, dem Feinde nach? — Er flieht! — Gott ist mit den Unsern. — Freue dich, Mutter, und komm, komm schnell, hoch oben auf dem Thurme laß uns die deutsche Fahne aufpflanzen; hier flattere sie zuerst wieder am linken Rheinesufer, ein Freudensignal allen bekümmerten deutschen Herzen."

Sie zog die Försterin mit sich fort in ihre Stube; dort lag, im geheimen von ihr angefertigt, eine schwarz roth goldene Fahne von Eichenlaub umkränzt. Jubelnd griff sie darnach und trug sie, mit einer Kraft, die nur eine so mächtige Aufregung ihr verleihen konnte, die Stufen hinan bis zu der Spitze des Thurmes, und befestigte sie dort. — Bei dem ersten Tagesstrahle erblickten die deutschen Heere am jen-

seitigen Ufer diesen Weihnachtsgruß, diesen freudigen Willkomm, der ihnen hinüberrief. — Aber noch war die Stunde nicht gekommen, doch sie nahte, sie kam bald, das wußte jedes Herz, und jeder Arm umfaßte seine Waffe fester. — Die deutsche Bevölkerung auf dem linken Rheinufer rief Wilhelminens Fahne dem kleinen tapfern Häuflein zu Hilfe, das muthig den Feind verfolgte.

Nach wenigen Tagen war jeder Widerstand besiegt. — Gleich darauf erfolgte allenthalben der Uebergang der deutschen Heere über den Rhein. Eine Stunde unterhalb des Klostergebäudes betraten Graumantel und der Förster in der Neujahrsnacht das linke Rheinufer, doch wurde es Ersterem nicht möglich, die Försterwohnung zu betreten, da er seinen Posten nicht verlassen konnte, der rasch vorgeschoben wurde. Anton schloß sich ihm mit seiner kleinen Schaar an, und beide bestimmten den Förster, dessen Gesundheit während der Kriegsstrapazen sehr gelitten hatte, dem Kampfe zu entsagen. Er that es, da er den todtgeglaubten Sohn jetzt unter den Fahnen des Vaterlandes wußte, und kehrte zu seinem Weibe zurück.

Ein schneller Feldzug begann nun auf Frankreichs

Boden. Siege und Niederlagen folgten schnell auf einander, doch erblaßte Napoleons Glückstern immer mehr, von den Waffenthaten der verbündeten Heere verdunkelt. Schon am 31. März öffneten sich die Thore von Paris, und im Triumphe zogen die verbündeten Heere dort ein. Napoleons Herrschaft schien ihr gänzliches Ende erreicht zu haben; seine Familie hatte sich schon früher geflüchtet; er selbst wurde für abgesetzt erklärt und die Krone den Bourbonen wieder zuerkannt. In Fontainbleau traf ihn diese Nachricht. Nach manchen Unterhandlungen verzichtete er auf den französischen Thron, behielt jedoch den Kaisertitel und die kleine Insel Elba als künftiges souveränes Reich.

So ward der Krieg als beendet angesehen, ein Waffenstillstand mit allen französischen Befehlshabern geschlossen, die außer Frankreich gelegenen Festungen geöffnet, das linke Rheinufer wie früher Deutschland zuerkannt, — und was bei diesem pariser Friedensschluß nicht klar gemacht werden konnte oder sollte, einem eignen Congresse überwiesen.

Dieser Friede entsprach nicht recht den Erwartungen des deutschen Volkes. Die absichtliche Großmuth des russischen Kaisers, der Frankreich, statt zu

schwächen, vergrößern wollte, machte die Franzosen im Unglück anmaßend, und selbst ihr soeben aus dem Nichts gezogener König scheute sich nicht, unverschämte Forderungen zu stellen. — Deutschlands Sicherheit wurde nur wenig beachtet, und für seine langen Leiden und großen Opfer ward ihm nur geringer Ersatz. Doch war endlich der langersehnte Friede gekommen, nach dem die gedrückte Menschheit so viele Jahre geseufzt. Freude, Ruhe und Ordnung schienen wieder auf den deutschen Gauen einkehren, und das so lange gestörte Familienglück wieder aufblühen zu wollen.

III.

Unter den, nach dem Pariser Friedensschlusse herrschenden politischen Wirren und Ungewißheiten, welche der Wiener Congreß klären sollte, rang das Familienleben nach dem lange entbehrten Glücke, und suchte im engen Kreise zu finden, was den allgemeinen Verhältnissen noch nach allen Seiten hin mangelte. Es verlangte aus den Verirrungen früherer Zeiten, wie aus den Schmerzen der jüngsten Jahre sich siegreich herauszuwinden, doch dieser Prozeß war ein schwieriger, selbst nach dem vorhergegangenen patriotischen Aufschwung; dem deutschen Leben blieb noch vieles zu durchkämpfen übrig. So manche theure Bande waren zerrissen. An dem häuslichen Heerde, wo man sich jetzt wieder ruhiger zusammenfinden konnte, fehlte gar manches liebe Angesicht.

Das Herz hatte noch viel schweres Leid zu überwinden, während der gestähltere Sinn über des Hauses Flur hinwegeilte und sich bange fragend an die Gauen des Vaterlandes hing, deren Friedensgeschick noch nicht festgestellt war. Die Glücklichen allein, denen der Krieg kein theures Leben geraubt, vergaßen bei dieser Bevorzugung des Geschicks auf Wochen, ja Monde alles Andere; bei ihnen kehrte mit dem Frieden des Hauses höchste Wonne zurück; man hielt sich wieder in den Armen, ein freudetrunkenes Auge hing an dem andern, die Herzen schlugen wieder aneinander; — unversehrt hatte man wieder, um was man im geheimsten Winkel des Herzens doch am meisten gebangt und gezittert.

Auch in der Försterwohnung, in dem großen Klostergebäude, glänzten die Augen der Eltern von wonniger Freude, denn Anton, ihr Sohn, ihr einziges Kind sollte bald wiederkehren. Er hatte tapfer gegen den Feind gefochten und ein ehrenvoller Abschied ward ihm jetzt ertheilt. Der Förster hatte sich deshalb gleich nach dem Friedensschlusse an Graumantel gewandt, in dessen Regiment Anton stand, und die Zusicherung seiner baldigen Rückkehr von diesem erhalten.

Der wahre Name des Freundes, der ihnen Jahrelang unter dem Titel seines einfachen Gewandes verborgen geblieben, war seit des Försters Rückkehr kein Geheimniß mehr. Er glänzte in der Reihe der edelsten Familien Preußens, und hatte sich durch ihn mit neuem Ruhme bedeckt; diese Umwandlung jedoch, so glänzend sie auch war, berührte Wilhelmine schmerzlich. Der Freund erschien ihr dadurch viel ferner gerückt, und mit der selbstquälerischen Weise eines hoffnungslos liebenden Herzens suchte sie seinen letzten kalten Abschied sich dadurch zu erklären. Sie selbst erkannte immer deutlicher den Zustand ihres Innern und zweifelte auch nicht, daß Graumantels scharfer Blick ihn durchschaut, ja, daß er ihre Liebe zu ihm früher, als sie selbst, errathen, und daß er dieses Gefühl, das keine Erwiderung finden konnte und durfte, weil er so weit über ihr stand, längst zurückdrängen wollte.

Sie rief all ihren weiblichen Stolz zu Hilfe, ihr Herz zu besiegen, und alle Treue und Güte ihres Gemüthes, die Freude der alten Eltern über Antons Rückkehr zu erhöhen. Der Wahn, daß ihr Verlobter sie liebe, war ihr mit der eigenen Täuschung gleichfalls entschwunden und dies wirkte einigerma-

ßen beruhigend auf sie ein. Nun konnte treue Freundschaft das heilige Band werden, das sie für die Zukunft mit ihm verknüpfte. Sie wollte sich darüber mit ihm verständigen und für sie beide sowohl, wie für das Glück der Eltern, retten, was aus den entschwindenden Träumen jugendlich glühender Gefühle noch zu retten war.

Sie hoffte, in Erfüllung heiliger Pflichten die Ruhe wieder zu finden, welche für ein stilles und zufriedenes Leben im engsten häuslichen Kreise genügen konnte; — auch für Anton hoffte sie dies, dessen Liebe zu der Französin er gewiß als eine nur flüchtige und seiner nicht würdigen Leidenschaft längst überwunden hatte.

Mit erzwungener Ruhe und Heiterkeit schmückte sie zu seinem Empfange die Zimmer mit Blumen und Kränzen, und weinte mit der Mutter, welche Freudenthränen vergoß. Doch sie weinte nicht aus Freude, wie diese; — ihr Herz rang nach Erleichterung seines Liebesschmerzes, welcher überquellend ihr helles, schönes Auge umflorte.

Der längst erwartete Sohn blieb länger aus, als man gehofft. Anton zögerte mit seiner Rückkehr; — er kannte die Wünsche seines Vaters in

Betreff seiner Zukunft, welche ihm seine Stelle als Förster jener Gegend, und mit dieser Wilhelminens Hand bestimmte. Er wußte noch durch Graumantel, daß sein Vater bereits einleitende Schritte dafür gethan und den einflußreichen Freund gebeten habe, sich dafür zu verwenden. Graumantel sagte dem Förster seine Verwendung zu, und es war kaum zu zweifeln, daß man den Wünschen eines um das Vaterland verdienten Mannes, welche durch eine solche Fürsprache unterstützt wurden, willfahren werde.

Anton drängte es, seine Abneigung dagegen auszusprechen, allein welche Gründe sollte er vorbringen? — Er hatte keine andern, als seine Liebe zu Annetten, der Französin, die ihn verrathen; eine Liebe, gegen die er einst selbst angekämpft, und die er sogar einige Zeit, in seinem krankhaften Zustande, als er nach den Leiden und Gefahren des russischen Feldzuges am Herzen der Mutter langsam wieder dem Leben genaß, aus seinem Herzen verdrängt glaubte, die aber, trotz allen guten Vorsätzen, mit der Gewalt einer unbesiegbaren Leidenschaft sich wieder geltend machte und sich beharrlich gegen das Geschick empörte, das im Elternhause seiner harrte.

Mit Schrecken dachte er an seine Heimkehr, an

den Willen der Seinen, in dem das Glück ihrer alten Tage ruhte, und an Wilhelmine, welche ihm Liebe geschworen. Er hätte sich gerne Graumantel anvertraut, aber dessen jetzige Stellung, so freundlich er auch gegen ihn blieb, scheuchte ihn zurück. Er war sein Vorgesetzter, und seitdem er den Baron L. in ihm erkannt hatte, dessen Name überall mit Ehrerbietung genannt wurde, schien er ihm zum Vertrauten seiner persönlichen Leiden viel zu hoch zu stehen. Gerade, daß er früher so vertraut mit ihm umgegangen, rief eine Verlegenheit in ihm hervor, welche er in seiner Nähe nicht überwinden konnte. Auch schien der Baron jetzt so vielfältig beschäftigt und seine Zeit viel zu kostbar, als das er gewagt hätte, diese für sich in Anspruch zu nehmen.

So schied er in sehr gedrückter Stimmung aus dem Militärdienste und kehrte langsam, auf Umwegen in seine Heimath zurück. Sein Herz wollte ihn zu Annettens fernem Aufenthalte ziehen, allein er wußte nicht einmal genau, wo sich diese befand, — und zu dem hatte er bei seinem letzten Aufenthalte in der Heimath erfahren, daß die hübsche Douanenaufsehers Tochter noch immer die Verlobte des Medikus sei, und dieser erklärt habe, nach gänzlicher

Beendigung des Krieges sich in Annettens Heimath anzusiedeln, natürlich wohl nur, um sie dann zu heirathen.

In Zweifel und Widersprüchen befangen, kam er im Elternhause an. Verdeckte auch die Freude des Wiedersehens in der ersten Zeit seine mißmuthige Stimmung, so blieb sie doch nicht allzulange Wilhelminen verborgen. Die Eltern täuschten sich leichter darin, besonders sein Vater, dessen Geschäften er sich sogleich eifrig unterzog, hauptsächlich um so wenig wie möglich im Hause und beobachtet zu sein. Der Mutter entging sein gereiztes Wesen weniger, doch hielt sie dasselbe nur für eine Nachwirkung der kriegerischen Aufregungen, und hoffte das Beste von einer baldigen Verbindung mit Wilhelmine. Sie besorgte unter der Hand die Einrichtung des jungen Haushaltes, wählte dafür das Beste von ihren Vorräthen aus und legte es mit vielen neuen Gegenständen in den großen massiven Schrank, welcher für die junge Frau bestimmt war.

Der Förster reichte unterdessen sein Entlassungsgesuch ein und fügte die Bitte bei, seinem Sohne die von ihm so lange verwaltete Stelle zu übertragen.

Während die alten Leute sich so mit dem Glücke der Kinder beschäftigten, bat Wilhelmine ihren Jugendgespielen und Verlobten um sein volles Vertrauen, und eröffnete ihm mit dem Muthe eines reinen, unschuldigen Gemüthes ihr ganzes Herz.

Nach einer kurzen Stunde war die drückende Atmosphäre bedeutend gemildert, welche sie mehrere Jahre auseinander geschieden. Wie liebende Freunde reichten sie sich die Hände, sprachen sie sich Lebensmuth zu, beschlossen sie, der Vergangenheit ein gemeinsames Liebesdenkmal zu setzen, es mit Immortellen und Vergißmeinnicht zu umranken, und an diesem heiligen Orte zu geloben, ihr künftiges Leben nur der Pflicht und dem Wunsche der Eltern zu weihen und darin Zufriedenheit und Ruhe zu suchen. Jedoch so edel und erhaben dieser Entschluß auch war, ruhte er eben auf allzuschwankendem Fundamente. Es fehlte ihm die natürliche Basis, der wahrheitsvolle Lebenskern, der allein allen Stürmen zu trotzen vermag; so scheinbar ruhig die Verlobten jetzt auch neben einander hergingen, so ermunternde Blicke sie sich gegenseitig zuwarfen, erzitterte dennoch unter der künstlichen Sicherheit ihrer guten Vorsätze ihr Inneres in schmerzlichen Schwingungen.

So ging der Herbst und Winter dahin. Schnee und Eis lösten sich von der nach Erwachen ringenden Erde; milde Sonnenstrahlen und laue Lüfte lockten mit liebendem Blick und Gekose zarte Halmen hervor und schmückten die grauen Reiser mit den ersten hoffnungsgrünen Knospen; unter ihnen, aus blätterreichem Verstecke, drang der süße Duft der Veilchen, und um sie und über ihnen zwitscherten muntere Vögel ihre ersten Liebestöne.

Mit beklommenem Herzen ging Wilhelmine auf der Mutter freundliche Bitte hinaus in den Wald, Ephen und Immergrün zu holen, um die weißen Fenstergardinen damit zu umwinden. Das Regen des Frühlings mit seinem geheimnißvollen und doch so fühlbaren geistigen Hauche klang in ihrem Innern in wehmüthig süßen Akkorden nach. Die patriotische Begeisterung, mit welcher sie ihre Liebe umgeben und vor sich selbst verhüllt hatte, war in den gewonnenen Schlachten und dem Frieden aufgegangen, dabei aber hatte sich mit um so klarerem Bewußtsein das Geheimniß ihres Herzens ihr enthüllt; und so willenskräftig sie auch dagegen ankämpfte, trat doch immer und überall das Bild des Geliebten ihr wieder entgegen, besonders jetzt, bei dem Beben der jun-

gen Natur, erzitterten auch die Frühlingsgefühle ihres jungen Herzens mit überwältigender Macht. Das aufsprossende Grün sah ihr so hoffnungsreich, so verlangend entgegen, die würzige Luft säuselte ihre süßesten Wünsche wach; alles was ihr Auge sah, ihr Ohr vernahm, sprach in diesem Frühlingswalten nur von Liebe und Freude. Sie aber sollte davon geschieden sein, nur Pflicht und Ergebung, diese herbstlichen Elemente des Lebens, ihr kühler Antheil an der schönen Erde Güter bleiben.

Mit wehmüthigem Lächeln paßte sie den grünen Schmuck des Waldes der engen Stube an und bemerkte der Mutter Beschäftigung nicht, welche sich in den Lehnstuhl hinter dem Ofen zurückgezogen hatte und einen Veilchenkranz wand. Verstohlen blickte sie zwischen durch nach der lieben Tochter, und ein ungemein heiterer Ausdruck verschönerte jedesmal dabei ihr gefurchtes Gesicht.

Als sie mit ihrem Geschäft zu Ende war, rief sie halbleise Wilhelmine herbei, drückte sie sanft auf die Knie nieder und umschlang ihre goldenen Flechten mit dem duftenden dunkelblauen Kranze.

„Was beginnst du, liebe Mutter?" frug die Kniende, staunend ob dieses ungewohnten Thuns

der fleißigen Hand, welche nur gewohnt war, Nützliches zu schaffen, und von einem bangen Gefühl erfaßt, griff sie rasch nach dem Kranze, ihn wieder zu entfernen.

Aber die Mutter wehrte ihr, zog sie empor, umarmte sie mit freudigen Thränen und drängte sie vor den Spiegel.

„Sieh doch, wie schön der blaue Kranz dir steht!" sagte sie mit rührender Muttereitelkeit. „Eine schönere Braut hat's wohl noch nie gegeben, als du eine bist, mein geliebtes Kind, meines Antons Verlobte, — nun bald sein Weib!"

„Wie, Mutter? Was sagst du?" stammelte Wilhelmine erbleichend.

„Ach, ich sollte es ja nicht verrathen, will der Vater," flüsterte sie. „Aber sieh, mein Herz ist so voll von Glück, daß ich davon sprechen muß, — und dann auch, denke ich, die Ueberraschung — so Alles auf einmal, wäre gar zu viel für dich. Wisse also, — doch mußt du meinen Verrath verschweigen — Anton ist Förster hier geworden. Graumantel, oder vielmehr der Herr Baron von L. bringt uns heute selbst das Bestätigungsdekret. Der Vater, dem er dies schon vor acht Tagen mitgetheilt, hat es ver-

schwiegen und Alles im Geheimen so angeordnet, daß er eurer Vermählung mit anwohnen kann. Morgen, morgen schon, Wilhelmine, wirst du Antons Frau. Das weiße Brautkleid liegt hier neben an. Willst du es sehen? Aber was ist dir? Du bist ja so still, so bleich! Fasse dich! Ich dachte es wohl, der Alte häufe in seiner Herzensfreude zu viel Glück zusammen."

„Ja, Mutter, ja. Es hat mich erschreckt, dieses Glück," entgegnete beklommen Wilhelmine. „Doch ich werde mich fassen; — laß mich nur eine Stunde allein."

„Wie du willst, liebes Kind, — ich habe ohnedies noch die Hände vollauf zu thun für das morgende Fest.

Die Försterin entfernte sich nach einem ermunternden, herzlichen Kusse auf Wangen und Mund der erschrockenen Braut.

Wilhelmine blieb erstarrt, gesenkten Auges stehen. Als sie den Blick wieder langsam, wie aus tiefem, schwerem Traume erwachend, erhob, fiel er auf ihr Spiegelbild, den Brautkranz in ihrem blonden Haare. — Entsetzt griff sie nach den duftenden Blüthen, deren leichte Last sie mit tödtlicher Schwere

drückten; doch wie ihre Hand darnach faßte, öffnete sich hinter ihr die Thüre, und der Förster, in Begleitung Graumantels, trat ein. Ganz wie er früher zu ihnen gekommen, in den einfachen, grauen Mantel eingehüllt, sah sein Wiederschein ihr aus dem Spiegel entgegen. Ein Ausruf der Freude wollte ihrer Brust entströmen, aber — er bringt Antons Anstellungsdekret als Hochzeitsgeschenk für dich — zischte eine bittere Stimme in ihr, und mit Anstrengung sich fassend, wandte sie sich um und begrüßte kalt den theuren, so lange schmerzlich vermißten Freund.

Durch seine Züge lief bei diesem formellen Gruße ein leichtes Zucken. Liebte sie denn Anton? — Er fand sie vor dem Spiegel mit dem Brautkranze beschäftigt, in eitler Mädchenfreude, und keine Veränderung war an ihr bemerkbar, so schön, so blühend wie früher stand sie vor ihm; — die verrätherische Blässe ihrer Wangen war unter dem Aufflammen jungfräulichen Stolzes gewichen und hatte ihr Antlitz mit feiner Röthe gefärbt. —

„Die Mutter hat sicher geplaudert — ja, ja, so sind die Weiber!“ rief der Förster fröhlich, Wilhelmine umfassend. „Du weißt schon, was der Herr

Baron uns Freudiges bringt? Läugne es nicht und freue dich, nicht morgen erst, heute schon sollst du Antons Weib werden. Ich habe gelobt, daß unser Freund und Wohlthäter der heiligen Handlung beiwohnen soll, uud da er nur den heutigen Abend bei uns verweilen kann, bleibt keine andere Wahl. Ich eile zu dem Geistlichen, ihn zu bestimmen, den Segen, den er morgen sprechen wollte, euch schon heute zu ertheilen. Komm, Mutter!" rief er der Försterin entgegen, welche eben eintrat, den Gast zu begrüßen, „komm, stelle gleich die Hochzeitskuchen auf den Tisch, denn unsere Kinder werden heute noch ein Paar. Aber wo ist denn Anton? Wie wird er staunen über sein Glück."

„Ich habe ihm eben etwas davon mitgetheilt," gestand die Försterin. „Er wird gleich hier sein."

„Ei, sieh einer die Schwätzerei!" zankte der vergnügte Gatte. „Sie bringt mich um alle meine Ueberraschungen, — doch die schönste, daß er noch heute ihr Gatte werden soll, laß ich mir nicht rauben."

Er öffnete bei diesen Worten schnell die Thür und rief laut nach dem Sohne.

Anton erschien, unsicher trat er ein; sein Auge

richtete sich fragend und zweifelnd auf Wilhelmine. Der Baron hüllte sich fester in seinen Mantel, trotz der behaglichen Wärme im Zimmer. Ein Frösteln durchrieselte seinen Körper, als die Verlobten sich einander gegenüber standen.

Wilhelmine, deren Blick bisher zu Boden gesenkt geblieben, hob jetzt ihr großes schönes Auge empor und suchte es fest und entschlossen auf Anton zu richten. Sie reichte ihm dabei die Hand und sagte ruhig, doch mit klangloser Stimme:

„Erinnere dich, was wir einst in heiliger Stunde gelobten; — der Vater will uns noch heute am Altare vereinigt sehen, damit der Herr Baron Zeuge unserer Trauung sein kann. Laß uns seinen Wunsch erfüllen, das Glück der Eltern sei uns heilig!“ Das letzte sprach sie so leise, daß nur Anton es vernahm.

„Aber Wilhelmine, du willst jetzt in seiner Gegenwart —?“ flüsterte er erschrocken ihr zu.

„Ob nah oder ferne —“ hauchte sie leise, „die Liebe bleibt dieselbe; uns vereint Pflicht und Freundschaft, — lasse uns muthig dieses heilige Band schließen!“ — dann setzte sie laut hinzu: „Ich will gehen, um mich hochzeitlich zu schmücken, thue du dasselbe, Anton.

Ihr Blick fiel einen Moment auf den Baron, dann ging sie mit festem Schritte in das Nebenzimmer, — dort aber sank sie kraftlos zusammen. Unter den liebreichen Mahnungen der Försterin erholte sie sich jedoch bald wieder, und nach kurzer Weile kniete sie im weißen Brautgewande auf den Stufen des Altars der kleinen Klosterkirche, und suchte durch andächtiges Gebet sich ihre Fassung zu erhalten.

Man hatte den nur selten mehr gebrauchten Altar schnell mit weißem Tuche belegt und mit Blumen geschmückt, auch mehrere Kerzen angezündet, da es zu dämmern begann.

Nach kurzer Zeit kam der Geistliche mit einigen Zeugen, unter denen auch der Medikus sich befand; der Förster mit seinem Weibe und Gaste folgten ihnen.

Wilhelmine hatte sich erhoben und lehnte, sich stützend, an dem eisernen Gitter des Altars. — Noch fehlte der Bräutigam.

Der Baron sah auffallend bleich aus. Er hatte den grauen Mantel abgelegt und stand in einfach schwarzem Kleide neben dem Förster. Sein Blick war anhaltend auf die zitternde Braut gerichtet; durchdringend, fast flehend sah er sie an und oft

war es, als wolle er die Arme nach ihr ausstrecken, — ja, als endlich Antons Schritt durch die hohe Halle tönte, erhob er sie wirklich nach ihr und „Wilhelmine“ klang es beschwörend durch die Kirche. Sie schauderte zusammen, sie sah fragend nach ihm hin. Da stand Anton bei ihm, mit leuchtenden Augen ihm einen Zettel hinhaltend. Kaum hatte der Baron denselben ergriffen, als Anton eilends auf Wilhelmine zutrat und laut ausrief:

„Es ist jetzt keine Zeit zu einer Hochzeitsfeier. Das Vaterland ruft alle seine kampffähigen Söhne zu neuem Streite! Napoleon ist von Elba entflohen und in Frankreich gelandet. Eben brachte ein Eilbote diese Nachricht für den Herrn Baron.“

„Ah, erst das Vaterland! Das Vaterland vor Allem!“ rief Wilhelmine fast jubelnd aus, und ein tiefer Athemzug erleichterte ihre schwer belastete Brust.

„O, nein! Erst schließt den Bund der Liebe!“ bat die Mutter. „Noch ist ja der Feind so ferne!“

„Nimmermehr!“ widersprach Anton eifrig. „Wie wir einst geschworen, so sei es: das Vaterland vor Allem! Ich begleite den Herrn Baron. Unter seinen Fahnen will ich wieder stehen.“

„Ist denn die Gefahr so dringend, daß dies

gleich geschehen muß?" wandte die besorgte Mutter ein, einen theilnehmenden Blick auf Wilhelminen werfend.

Der Baron war zu dieser getreten und sagte:

„Noch kann man nicht ermessen, von welcher Tragweite Napoleons Wiedererscheinen auf dem politischen Schauplatze ist, — ob es nur das kühne Wagniß eines Abentheurers bleiben, oder ob er als das Haupt einer mächtigen Parthei auftreten wird. Jedenfalls muß er vernichtet werden, der unselige Störenfried des Glückes, der Ruhe und Ordnung der Völker. Ob ein großer oder kleiner Kampf bevorsteht, ist noch nicht zu bestimmen. Anton kann vorerst noch ruhig zu Hause bleiben und sein Hochzeitfest feiern, sollte dies Ihr Wunsch sein; Sie würden auch Ihren Gatten nicht hindern, in den Kampf zu ziehen, wenn es des Vaterlandes Heil und Rettung gilt."

„Er soll heute noch, gleich jetzt mit Ihnen gehen," gab sie bebend zur Antwort. Es ist besser so, — ja viel besser, unser Bund wird nicht durch Priestersegen unauflösbar befestiget, bis — —" sie stockte.

„Bis, Wilhelmine? Bis wann?" frug der Baron in drängendem Tone.

„Bis keine Gefahr mehr dem Vaterlande droht!“ erwiderte sie leise. „Dann mag sich unser Geschick entscheiden, jetzt nicht. Nein, nein! Es ist mir plötzlich, als habe Gott in dieser Stunde uns Alle vor einer großen Sünde bewahrt, vor einer Sünde, die wir nicht erkannten, doch verschuldet.“

Sie wandte sich von Graumantel hinweg zu Anton und sagte herzlich:

„Möge diese Störung dein Glück begründen, theurer Bruder. Wir Beide täuschten uns. Das Herz folgt dem Willen nicht, es bricht eher darunter.“

Nach diesen Worten legte sie müde ihr Haupt auf den Altar.

Graumantel faßte ihre Hand, küßte sie und flehte leise:

„Vergieb, ich glaubte nicht an dich und quälte dein Herz durch egoistische Zweifel. —

Sie gab ihm keine Antwort.

In der Kirche wurde es laut und unruhig; — Neugierige stürzten herein. Das Gerücht von Napoleons Wiederkehr hatte sich mit Blitzesschnelle verbreitet und Furcht und Verwirrung hervorgerufen.

Anton blieb bei seinem Entschlusse, mit dem Baron sogleich abzureisen; der Förster gab nach einigen

Bedenklichkeiten seine Zustimmung, und mit tiefem Schmerze sah sein Weib ihre schönsten Hoffnungen vorerst wieder scheitern. Wilhelmine blieb in ihrer trauernden Stellung, und als Alle die Kirche verließen, bat sie, noch im Gotteshause bleiben zu dürfen. Man ließ sie gewähren.

Die Kerzen brannten tief herab und es wurde düster in dem hochgewölbten Raume, — schaurig, stille; — Wilhelmine lehnte noch immer regungslos an dem Altare. Da trat eine Gestalt aus dem dunkeln Hintergrunde und nahte sich ihr mit schleichenden Schritten. Es war der wahnsinnige Eusebius.

„Was trauerst du?" sprach er mit hohlem Tone. „Warum härmst du dich! Weil dein Bräutigam dir untreu wurde? — Weißt du denn nicht, daß das, was du liebst, erst im Tode dein wird, du es im Grabe erst wieder findest?"

Wilhelmine erschrak vor der gespenstigen Gestalt, welche sie bei dem matten Scheine der trüben Lichter nicht gleich erkannte. Doch als der Wahnsinnige dicht zu ihr hintrat, weckte sein irrer Blick die Erinnerung an den unglücklichen Pater in ihr. Sie reichte ihm die Hand und sagte mitleidig:

„Du redest wohl aus den trüben Erfahrungen

deines Lebens, armer Mann, welche dich an das Grab anweisen."

„Nur im Tode ist Glück," sprach er, wehmüthig lächelnd. „Da unter der Erde wandeln die Todten bis zum Tage der Auferstehung, — da finden sich die Liebenden zusammen. Wenn ich in mein weites Grab hinuntersteige," fuhr er geheimnißvoll fort, „kommt Louison zu mir, die schöne Louison; — aber sie weilt nicht lange, die Ungetreue, und will noch immer nicht sich mit dem Todeskusse mir vermählen — und ich muß einsam umherwandeln, — ach das ist traurig!"

Er weinte.

„Armer Unglücklicher! Sie wird dir einst lohnen für deinen Schmerz, deine Liebe und Treue," beschwichtigte Wilhelmine, doch er hörte nicht darauf.

„Schöne Braut!" fuhr er, sie betrachtend, fort. „Wünsche dir nichts für das Leben! Da ist Falschheit nur und Weh, — tiefes, langes Weh — stirb, steige hinab ins Grab — dort findest du Frieden. Der Tod bringt Versöhnung und Glück."

Er ließ sich, wie sterbensmüde, auf der untersten Stufe des Altars nieder und starrte eine Weile lautlos vor sich hin. Draußen ertönten Stimmen

und an den runden Fenstern der Kirche spiegelte sich Lichtschimmer.

„Sie gehen von hinnen,“ seufzte Wilhelmine.

„Und die gehen, kehren nicht wieder,“ ergänzte dumpf der Wahnsinnige; — dann zog er das bebende Mädchen neben sich nieder und flüsterte ihr zu:

„Als Louison die Kaiserstadt verließ und nach Frankreich zurückkehrte, kam die Ungetreue auch nicht wieder, sie verband sich mit dem Grafen d'Arment und vergaß Rudolph von Eckmühl, den armen Rudolph, der um ihretwillen nach dem höchsten Ruhme streben wollte, den ihm sein Schwert erwerben konnte; — aber das Schwert brach entzwei wie sein Herz; — er wurde Mönch, wanderte in ein fernes Kloster, um in Gebet und Kasteiungen die verzehrende Gluth irdischer Wünsche zu ertödten, — doch hier — hier,“ rief er mit grellem, schmerzlichem Aufschrei, indem er auf Stirn und Herz deutete, — „hier brannte sie dennoch fort, — und hier in mein Gehirn wühlte sich das Feuer des Herzens herauf, fraß gierig jeden Gedanken darin, — nur die Erinnerung an sie wollte die nimmer verlöschende Flamme nicht verzehren, — und ich muß fort und fort an Louison, die schöne Gräfin d'Arment denken.“

Er brach nach diesen Worten zusammen und krampfhafte Zuckungen erschütterten ihn, bis er regungslos zu Wilhelminens Füßen lag.

Sie beugte sich entsetzt auf den starren Körper des Paters nieder und suchte sein Haupt emporzurichten. Es gelang ihr, dasselbe auf ihre Knie zu legen und mit einiger Beruhigung bemerkte sie, daß seine Brust sich unter leisen Athemzügen hob und senkte, auch fühlte sie bald wieder den lebhafteren Schlag seiner Pulse. — Ihre weiße Gestalt, mit dem bräutlichen Schleier und Kranze geschmückt, den lebensmüden, hülflosen Greis in der braunen Kutte, von ihrem Arme gehalten, machte bei dem trüben Schimmer der erlöschenden Kerzen den Eindruck einer eigenthümlich rührenden Gruppe, die im Schutze der Heiligen, welche rings umher an den Wänden des kleinen Gotteshauses standen, von plötzlichem schwerem Geschicke getroffen, eine sichere Ruhestätte gefunden.

Wilhelmine sah mit banger Neugierde in die bleichen, verwitterten Züge des Unglücklichen. Nicht sein Zustand allein, mit dem sie schon aus früherer Zeit einigermaßen bekannt war, bewegte sie, der Name Louison d'Arment, den der Pater ausgesprochen und

den sie auch aus Graumantels Mund vernommen, preßte ihr Herz bebend zusammen; — daß der Baron eine Louison d'Arment geliebt, stand wieder lebhaft vor ihrer Seele. Aber konnte es denn diese Gräfin d'Arment sein, deren der alte Mann erwähnte? — Ihre Gedanken verwirrten sich, — sie suchte vergebens nach der Lösung dieser Räthsel, welche ihr junges Herz mit peinigenden Bildern erfüllten.

Als der Wahnsinnige sich wieder erholt hatte, sie freundlich ansah, wie eben aus einem schönen Traume erwachend, bat sie ihn, zwar zagend, doch unwiderstehlich dazu angetrieben, ihn mehr von Louison zu erzählen.

„Sie ist schon lange todt," gab er nach einer Pause zur Antwort. „Doch auch im Grabe blieb sie jung und schön. So kam sie einst zu mir unter die Erde und besucht mich noch zuweilen, aber nur noch flüchtig, wie ein Luftgebilde, — ich kann sie nicht mehr fassen, seit sie das lange Gespenst aus meinem unterirdischen Pallaste trug; — vergebens suche ich sie seitdem darin. Im grünen Walde, bei der Köhlerhütte, wenn der Mond durch die Blätter scheint, da huscht sie zuweilen an mir vorüber und ruft mir

zu: Bald küsse ich dich mit dem Todeskusse, der verbindet dich fester mit mir, als einst der Priester. Höre," fuhr er leise und geheimnißvoll fort: „Der verlassenen Braut will ich es anvertrauen, daß auch der Segen eines Geweihten des Herrn die Liebe nicht immer heiligt; die unsere verband er insgeheim auf dem verfallenen Schlosse meines Vaters; — es war ein guter, alter Mann, der wenig von der Welt wußte und dem mein Glück am Herzen lag. Die böse Welt aber mit ihrem Hochmuthe entriß mir Louison wieder, mein Weib, mein schönes Weib. Ihr Vater nahm sie mit nach Frankreich, und das Band, das heilige, das uns zusammenkettete, zerriß ein höherer Machtspruch. Der arme Edelmann, der Freundlose fand keinen Schutz. Oestreichs Kaisertochter wurde dem Dauphin von Frankreich vermählt, — Louison, mein Weib dem Grafen d'Arment. Ah, die Falsche, die Ungetreue! Ich verfluchte sie!" Er sprang auf, seine zitternden Hände emporhebend, und fuhr in halb verzweifelndem, halb jubelndem Tone fort: „Mein Fluch erfüllte sich an ihr. Sie starb auf der Guillotine. — O, ihr schönes — ihr liebes Haupt fiel — und ich — ich — sank in die Nacht des Wahnsinns — ja, ja ich bin

wahnsinnig — mußte es werden — muß es bleiben, denn ich habe ihr geflucht!"

Er stürzte von dannen und seine Schritte hallten immer ferner in den öden Räumen des großen Gebäudes.

Wilhelmine schauderte zusammen. Die Lichter waren erloschen, — es war dunkle Nacht um sie. Sie eilte hinaus ins Freie, wo Frühlingslüfte und milder Sternenschimmer sie begrüßten.

Die Erzählung des Wahnsinnigen, der Name Louison d'Arment, wie seine Beziehungen zu Graumantel und Annetten, die dadurch nicht erklärt wurden, trieben sie lange unruhig umher. Das keusche Gefühl der ersten Liebe sträubte sich in ihr gegen eine frühere Leidenschaft des Geliebten, die noch immer auf ihn einwirkte und wie sie glaubte, seinem Benehmen gegen sie die ruhige Haltung gegeben, die nur in der letzten Stunde einen Moment unterlag, in einer Stunde, in der er sie mit einem Andern an den Altar treten sah, ohne sich dagegen aufzulehnen. Ja, beförderte er nicht sogar ihre Verbindung mit Anton, die nur durch ein ganz außergewöhnliches Ereigniß verhindert worden? — „Er liebt dich viel minder als jene Louison d'Arment!" rief es schmerz-

lich in ihr. „Doch erkannte er denn deine Liebe?" sprach ihr Herz wieder; „standest du nicht mit dem Brautkranze geschmückt vor ihm, als er dich wiedersah?" Dann dachte sie an Anton und sah immer mehr ein, daß getäuschte Lebenshoffnungen und ein mißverstandenes Pflichtgefühl sie Beide irre geleitet, und wie ihr Herz, trotz aller Schuld, die es auf den Geliebten häufte, ihm dennoch in glühender Liebe anhing, so mußte auch wohl Annettens Bild Antons Seele erfüllen, und er konnte so wenig wie sie durch eine Verbindung zwischen ihnen beruhigt werden.

„Ihn kann die Liebe noch glücklich machen," sagte sie sich, „denn wenn einst das gezückte Schwert wieder friedlich in der Scheide ruht, wird auch der Haß der Nationen schwinden; dann wird um Antons Willen der Vater die kleine Französin, welche ihm einst das Leben gerettet, gerne seine Tochter nennen. — Anton und den Seinen wird ein schönes Glück erblühen, auch ohne mich!" rief sie laut zu den Sternen empor, als suche sie dort Bestätigung ihrer Gedanken. „Der heilige Tannenbaum wird einst hell und freudig über den glücklichen Eltern und Kindern strahlen, auch ohne das meine Hand ihn

geschmückt. — Mit den vielen Schmerzen, welche noch zu überwinden sind, wird auch mein fernes Grab vergessen werden, und fern von ihnen will ich sterben; — an deiner Seite, stolzer Mann, von dem ich kein Allmosen der Liebe mag; nein, nein, — dein ganzes Herz soll Wilhelminen nachweinen; — du sollst ihre Liebe für dich und das Vaterland in ihrer ganzen Stärke erkennen lernen — und dann — dann — ihre Leiche schützend mit deinem einfachen grauen Mantel bedecken und gestehen, daß die Todte deiner Liebe so würdig gewesen, ja würdiger, als einst die schöne Louison d'Arment, die Französin, welcher dein Herz noch immer anhängt — du ungetreuer deutscher Mann! Ich will mich rächen an dieser Liebe und an dir, und sterben für die meine und das Vaterland."

Ihr Auge blitzte, ihre Wange glühte; ein kühner Entschluß entflammte ihre schwärmerische Seele. Als sie jedoch am andern Tage zur gewohnten Stunde wieder bei ihren Pflegeeltern eintrat, erschien sie ganz ruhig, nur ein ungewöhnlich ernster Ausdruck lag in ihrem Gesichte. Mit größter Spannung verfolgte sie alle politischen Nachrichten, und nach einiger Zeit war sie plötzlich spurlos verschwunden. Einige

Zeilen, welche sie zurückgelassen, baten die besorgten Eltern, sich zu beruhigen und zu glauben, daß sie nicht hätte lassen können, was sie gethan, und noch zu thun fest entschlossen sei. —

Napoleons kühne Entweichung von Elba, sein siegreiches Auftreten auf Frankreichs Boden, der Enthusiasmus seines Heeres, von dem sein Einzug in Paris begleitet war, hatte ganz Europa wie mit einem elektrischen Schlage berührt, und in Deutschland neues Bangen, neue Sorge, doch auch neuen Muth erweckt.

Der Wiener Congreß, auf welchem die Mächte Europa's ihre Stellvertreter hatten, sprach eine Aechtung Napoleons aus und erklärte:

„daß er durch seinen Einfall in Frankreich den Frieden gebrochen, den Schutz der Gesetze verwirkt und bewiesen habe, daß es mit ihm weder Frieden noch Waffenstillstand gebe. Die Mächte erklärten sich bereit, dem Könige von Frankreich und dem französischen Volke oder jeder anderen etwa angegriffenen Regierung, auf deren Forderung die nöthige Hülfe behuf Herstellung der öffentlichen Ruhe zu gewähren und gegen alle Störer derselben gemeinsame Sache zu machen. Sie erklärten dem-

gemäß, daß Napoleon Bonaparte sich außer den bürgerlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen gesetzt, und als Feind und Störer des Friedens der Welt, der öffentlichen Rache überliefert habe; sie aber, fest entschlossen zur Aufrechthaltung des Pariser Friedens, der in ihm angeordneten so wie der zu seiner Erfüllung und Befestigung jetzt oder künftig beschlossenen Bestimmungen, alle ihre Mittel anwenden und alle Anstrengungen vereinigen würden, um den allgemeinen Frieden gegen neue Störung zu sichern und gegen jeden Angriff zu schützen, welcher die Völker in die Unordnungen und das Unglück der Revolutionen wieder zu stürzen drohen würde."

Diese Erklärung galt als Ausdruck der Einigkeit und fand besonders in Deutschland entschiedene Billigung. Der Unwille über die Kurzsichtigkeit und Schwäche der Regierungen, die Napoleons Entweichung möglich gemacht, verwandelten sich in Haß gegen den herzlosen Unterdrücker, welcher kam, um neue Leiden über das Vaterland, ja über ganz Europa herauf zu beschwören.

Ueberall, hauptsächlich in Preußen, rüsteten sich die kaum in die Heimath zurückgekehrten Krieger

zu neuem Kampfe und die Freiwilligen warteten nur auf den Ruf zu den Waffen.

Klagen über die Verhandlungen des Wiener Congresses, welcher bis jetzt keineswegs den Erwartungen entsprochen, verstummten, alle getäuschten Hoffnungen gingen in Rachegefühl gegen den Feind des Vaterlandes über. Die täglich eintreffenden Nachrichten aus Frankreich erhielten die Gemüther in lebhafter Spannung: der Enthusiasmus des französischen Heeres für Napoleon, dem das französische Volk sich nicht widersetzte, ja theilweise anschloß, machte das kühne Wagniß des der kleinen Insel entflohenen Mannes immer gefahrdrohender, und die ernsthaftesten Maßregeln dagegen erschienen schon in der allernächsten Zukunft nothwendig.

Das Signal zu allgemeinem Kampfe ward gegeben; alle Kräfte wurden aufgeboten und man versäumte nichts, die Begeisterung des deutschen Volkes zu erwecken und zu erhalten; in Beziehung auf seine inneren staatlichen Angelegenheiten suchte man alle seine Zweifel und Befürchtungen zu beschwichtigen, und verhieß ihm auf das bestimmteste eine freie glücklichere Zukunft.

Freudig wurde jedes Opfer dem Wohle des Va-

terlandes aufs neue gebracht; der edle patriotische Sinn der ganzen Nation schwang sich zu rührender Größe empor, und erhob sich im Bewußtsein seiner Kraft und Einigkeit, ein Ziel im Auge: Deutschlands Freiheit und Napoleons gänzliche Niederlage, — über manche unsaubere Entdeckungen und betrübende Zwistigkeiten auf dem politischen Felde.

Bald nahten die vereinigten Heere, eine Million begeisterter Krieger, Frankreichs Grenzen. Napoleon that, was die drängende Gefahr, Raum und Zeit möglich machten, und bot alle Kriegsmittel Frankreichs auf. Am 12. Juni verließ er Paris und eilte mit seinem Heere an die bedrohte Nordgrenze seines Landes. Ohne vorherige Kriegserklärung überschritt er die Sambre, und das Glück schien ihn abermals begünstigen zu wollen. Es gelang ihm, mit seinem viel kleineren Heere die feindlichen Positionen zu durchbrechen und in der ersten Schlacht blieb er Sieger. Aber kaum zwei Tage durfte er sich der Freude hingeben, den Lorbeer errungen zu haben, denn nur dieser kurze Zeitraum lag zwischen der Niederlage von Ligny und dem entscheidenden Siege bei Waterlow und Belle Aliance, der seiner Heerschaft für immer ein Ende machte. Die Ge-

schichte liefert kein Beispiel, daß ein Heer zwei Tage nach einer Niederlage, wie bei Ligny, zu solch entscheidendem Siege geführt wurde. Es erschien kaum glaublich, und doch war es so. Das französische Heer war vernichtet; Napoleon selbst entkam nur mit Hinterlassung seiner Kostbarkeiten, seines Degens, seines Hutes und Mantels, durch schleunige Flucht zu Pferde. Fast hundert tausend Todte und Verwundete bedeckten das Schlachtfeld. Es war ein grauenvoller Anblick, der selbst den Siegesjubel verstummen machte. Ein ernster, ergreifender Moment für Sieger und Besiegte, die hier der Tod gleich kalt, gleich ruhig neben einander gebettet, oder gleiches Geschick in den Schmerzen blutender Wunden, den grausigsten Verstümmelungen ereilt hatte.

Ueber den blutgetränkten Gefilden stand die Abendsonne, leuchtend in mildem, himmlischem Scheine, Frieden und Versöhnung winkend, Segen mit ihnen, nur mit ihnen der erschütterten Menschheit verkündend.

An einer kleinen Anhöhe des Schlachtfeldes lagen besonders viele Leichen aufgeschichtet. Es mußte hier ein harter Kampf stattgefunden haben, ein Kampf um Sieg oder Tod. Es war stiller hier als ander-

wärts, nur leise Seufzer Sterbender drangen noch da und dort zwischen den Leichen hervor; — aus der Ferne tönte kriegerische Musik, hier ein Siegesmarsch, dort eine klagende Hymne, in welche Trommelwirbel und Trompetenstöße sich einmischten, eine Schaar Raubvögel emporscheuchend, die gierig krächzend um das mit Todten bedeckte Schlachtfeld kreisten.

In dieser schaurigen Umgebung saß ein junger leichenblasser Soldat, das Haupt eines Sterbenden, wie es schien, an seine Brust gedrückt. Vergebens bemühte er sich, das Blut der tiefen Wunde zu stillen, welche auf dessen Brust klaffte, — der edle Lebenssaft träufelte unaufhaltsam zur Erde nieder, und bewußtlos, mit brechendem Auge, starrte der schwer Verwundete in das Antlitz des um ihn bemühten Kriegers.

„O, er stirbt!“ rief dieser mit grellem Schmerze, als das gebrochene Auge sich schloß. „Nimm mich mit dir, theurer Freund, ach, ich wollte ja sterben, ich allein — und wollte sterben für dich — und kam zu spät. — Die Kugel streifte mich nur leicht, grausam deine Brust suchend. Stirbst du, so soll auch meine Wunde weit sich öffnen, der Tod mich mit dir vereinen.“

Er fuhr heftig bei diesen Worten nach einer Stelle seiner Schulter, welcher langsam einige Tropfen Blutes entquollen, als müsse auch sein Leben verenden, wie das des theuren Freundes; dann beugte er sich laut weinend auf den Erkalteten nieder und preßte einen heißen Kuß auf seine bleichen Lippen. Da war es ihm, ein leichter Athemzug hebe wieder seine Brust und er rief laut hinaus um Hülfe. Er hatte dies schon mehrmals ohne Erfolg gethan; jetzt endlich schien seine Stimme ein mitleidiges Ohr erreicht zu haben, denn eine lange Gestalt, welche in der beginnenden Dämmerung einem Schatten ähnlich sah, stieg schnell und beherzt über die Leichen hinweg und näherte sich dieser Gruppe.

„War es mir doch, eine bekannte Stimme rufe nach Hülfe," sprach der lange Mann sich umsehend, und faßte den jungen Krieger ins Auge, der mit flehender Bewegung auf den Bewußtlosen zeigte. Doch der Blick des Langen folgte nicht diesem sprechenden Zeichen, sondern er faßte staunend und in sichtlich großer Ueberraschung den Soldaten an der Schulter und rief:

„Was soll denn das heißen? Ei, mit Permis-

sion, wie kommt denn Jungfer Wilhelmine hieher, und zu dieser kriegerischen Montur?"

„O fragen Sie nicht. Ein Engel sendet Sie uns zu, bester Medikus; — helfen Sie, retten Sie diesen hier!" flehte sie in der höchsten Angst.

Der berühmte Dorfaeskulap, welcher in einer Anwandlung von Patriotismus, und theils auch aus Langweile, mit der er schon seit Annettens Entfernung zu kämpfen gehabt, seinen friedlichen Wirkungskreis verlassen und als Wundarzt dem Heere sich angeschlossen hatte, wußte nichts von Wilhelminens Entfernung aus dem Försterhause. Er war nicht wenig erstaunt, sie in dieser Situation zu treffen, doch sah er wohl ein, daß jetzt nicht der Zeitpunkt zu Erörterungen sei, und ohne weitere Fragen untersuchte er die Wunde ihres Schützlings, legte ihm unter bedenklichem Kopfschütteln einen Verband an und flößte ihm einige belebende Tropfen ein.

Der Bewußtlose athmete wieder; Wilhelmine sah mit rührendem Dankesblicke zu dem Doktor empor und frug leise: „Was nun weiter beginnen?" Der Medikus versprach, eine Tragbahre und Träger aufzutreiben, und bat sie, unterdessen hier zu verweilen. Wilhelmine flehte um baldige Wieder-

kehr und lauschte mit wachsender Sorge den unregelmäßigen Athemzügen des theuren Freundes. Alles Andere schien sie wenig zu berühren; nur an seinen bleichen Zügen hing ihr Blick, bis die Dunkelheit diese verhüllte. Da erst schauderte sie furchtsam zusammen und grauenvolle Nachtbilder zogen einzelne Scenen dieses blutigen Tages an ihr vorüber. In dem Anblicke des theuren Freundes hatte sie bis jetzt Kraft und Vergessen für alles Andere gefunden, — nun sah sie die geliebten Züge nicht mehr und Angst und Schrecken wollten sie überwältigen. Mit einemmale fühlte sie sich voll Grauen einsam unter Leichen, um sie her flatterten die dunkeln Vögel und krächzten ihre abscheulichen Töne. Sie rang nach Fassung und Muth: — inniger drückte sie das theure Haupt an ihre Brust und flüsterte ihm Worte der Liebe und Hoffnung zu, darin Stärke und Trost für sich selbst suchend.

Da endlich blitzte ein heller Schein über das Schlachtfeld. Es waren vier Träger mit Fackeln. Ihnen voran schritt der lange Doktor. Behutsam setzten sie die Bahre neben Wilhelminen nieder, denn es lag bereits ein Verwundeter darauf.

„Ich habe unterwegs noch einen Bekannten ge-

funden," erörterte der Medikus. „Er ist zwar ein Franzose, allein nach der Schlacht ist Freund und Feind gleich, Sieger und Besiegter, der Tod bettet sie friedlich nebeneinander. Voran ihr Träger, legt den deutschen Officier neben den französischen Gardekorporal. Ich denke, sie vertragen sich nach der blutigen Rauferei nun gut mit einander."

Wilhelmine folgte, gestützt auf den Medikus, den Trägern, welche einem nahegelegenen Dorfe zuschritten. Dort angelangt, fanden sie jedoch erst nach langem vergeblichen Suchen ein annehmbares Unterkommen für die beiden Verwundeten; der kleine Ort war überfüllt, da man bereits viele schwer Verletzte hieher gebracht hatte. Nachdem der Medikus noch einiges mit Sorgfalt und Umsicht angeordnet, ging er seinem Berufe nach.

Wilhelmine, völlig erschöpft von Anstrengung und Kummer, wie auch geschwächt von der Wunde, die sie erhalten, als sie sich im Kampfe an die Seite des Freundes drängte, wo dieselbe Kugel ihre Schulter streifte, welche ihn schwer verletzte, sank an seinem Lager todesmatt nieder. Ein tiefer Schlaf nahm sie wohlthätig in seine Arme, mit neuer Lebenskraft sie stärkend. Ihr schwärmerischer Patrio-

tismus, und noch mehr ihr Liebesschmerz, ließen sie mit jugendlichem Muthe einen romantischen Plan verfolgen, der sie, ihr Geschlecht verläugnend, als freiwilligen Soldaten in das Regiment einreihte, bei welchem der Baron als Hauptmann stand. In der Schlacht bei Waterlow focht sie in der Compagnie, welche er befehligte, und unbekümmert um ihr eignes Leben, heftete sich ihr Auge nur auf ihn, suchte sie im ärgsten Kugelregen an seine Seite zu kommen, für ihn, mit ihm, oder doch neben ihm zu fallen und sterbend ihm zuzurufen: Ich liebe dich! — war das heiße Verlangen ihrer Seele.

Aber das Schicksal hatte es anders beschlossen. Das tödtliche Geschoß, das ihn niederstreckte, streifte nur leicht ihre Schulter. Als sie ihn fallen sah, warf sie die Waffen hinweg und umschlang ihn mit ihren Armen. Das Schlachtgetöse, welches noch lange sie umbraußte, betäubte sie zwar, doch erhielt sie sich so weit ihre Geistesgegenwart, um zu beachten, was dem Verwundeten Schaden oder Hülfe bringen konnte. Neben ihm kniend, nur mit ihm beschäftigt, harrte sie des Momentes, welcher ihr Rettung verhieß.

Es wurde stiller, der Kampf wälzte sich weiter hinweg, — sie rief nach Hülfe, doch vergebens; und

schon hatte sie alle Hoffnung aufgegeben, als der Medikus sie fand. — Wie sie jetzt aus dem wohlthätigen Schlummer, der sie umfangen, erwachte, fand sie diesen wieder an ihrer Seite. Er sah freundlich zu ihr nieder und zeigte mit zufriedener Miene auf den Kranken.

„Wird er leben?“ frug sie leise.

„Hoffnung ist wieder da,“ erwiderte er eben so. „Doch ist höchste Vorsicht von Nöthen. Darum Ruhe, Ruhe, — ja keine Aufregung; — weiß er denn, wer Sie sind?“

„Nein — ja — ach ich weiß es nicht, ob er mich in seinem trostlosen Zustande erkannte.“

„Jedenfalls aber kennen Sie den Herrn Officier recht gut — nicht? Sind ihm wohl gar in den Krieg nachgelaufen? Was das für confuse Sachen sind!“ meinte kopfschüttelnd der Medikus.

Wilhelmine senkte erröthend das Auge und flehte: „Verrathen Sie mich nicht, guter Doktor! Er erkennt mich vielleicht nicht. Wenn er außer Gefahr ist, will ich in die Heimath zurückkehren.“

„Mit Permission, Jungfer Wilhelmine, das geht so leicht nicht. Sie sind jetzt Soldat, und wenn Sie sich nicht demaskiren, so dürfen Sie nicht so

mir nichts dir nichts desertiren. Ich habe gemeldet, daß ein verwundeter Soldat und ein Hauptmann hier lägen und in meiner Pflege seien. Damit ist vorerst die Sache gut, aber später müssen Sie sich bei dem Regimente stellen, oder den Weiberrock wieder anziehen."

„O mein Gott, welche Verlegenheiten."

„Ja, so gehts, wenn man ein anderes Geschlecht, als sein eignes, zu repräsentiren sich unterfängt, — doch lassen Sie sich darüber keine grauen Haare wachsen. Der Herr Hauptmann wird schon rathen, wenn er nur erst wieder bei voller Besinnung ist."

„Wilhelmine!" lispelte der Kranke. „Das ist kein Traum, — bist du bei mir?"

„Sein Zustand scheint sich wirklich bessern zu wollen," bemerkte der Medikus. „Die Besinnung kehrt schneller, als ich gedacht, zurück. Sie sind jetzt vielleicht sein bester Arzt, doch muß ich Ruhe, möglichste Ruhe Ihnen empfehlen. Ich will einstweilen nach dem armen Morie dort sehen, der noch viel übler daran ist, als ihr Schützling."

Der Kranke schlug sein Auge langsam auf und heftete einen staunenden Blick auf den jungen Soldaten, welcher Wilhelminens Züge trug.

„Wie ist mir denn?“ frug er, bemüht, sein Haupt zu erheben. „Als ich, zum Tode getroffen, niedersank, sah ich Ihr liebes Angesicht, und sehe es jetzt wieder, — Wilhelmine — bin ich denn in Fieberträumen?“

„Nein, nein, — Sie träumen nicht,“ entgegnete sie mit zitternder Stimme, indem sie ihre Hand auf seine Stirne legte, um mit sanftem Drucke sein mühsam emporgehobenes Haupt in die Kissen zurück zu senken.

„Aber wie ist es möglich, Sie hier in dieser Kleidung?“ frug er aufgeregt.

„O, ruhig, nur ruhig, theurer Freund!“ bat sie mit liebender Besorgniß. „Ihr Zustand wird sonst schlimmer, sagt der Arzt. „Wenn Sie genesen sind, sollen sie Alles wissen.“

„Mein Engel!“ flüsterte er leise, ihre Hand an seine Lippe ziehend. „Liebst du mich denn, — bist du um meinetwilllen hier?“

„Ja, ja, um deinetwillen!“ lispelte sie, ihr erröthendes Angesicht zu ihm niederbeugend.

Da schlang er mit der Kraft einer plötzlichen glücklichen Aufregung seinen Arm um ihren Hals und küßte sie.

„Mit Permission!“ rief der Medikus von der andern Ecke der kleinen Stube herüber. „Das habe ich nicht erlaubt! — He, Sie junger Soldat, Sie sind ein schlechter Krankenwärter; — bitte solche Medikamente vorerst noch nicht in Anwendung zu bringen. Das ist geradezu Gift für den Patienten, und wenngleich ein süßes Gift, könnte es doch tödtlich wirken.“

Wilhelmine fuhr erschrocken aus der ersten Liebesumarmung empor und heftete einen ängstlichen Blick auf den geliebten Kranken. Seine Hand tastete unruhig auf der Decke umher, sein Auge funkelte in unheimlichem Glanze, Fieberröthe trat auf seine Wangen, und in verworrenen Worten sprach er von seiner Liebe, seinem Glücke, seinem Unrecht, das sein Herz an dem ihren begangen. Wonne und Schmerz durchzuckten in schnellem Wechsel Wilhelminens Brust; sie wichen jedoch bald namenloser Angst und Sorge um das theure Leben. Qualvolle Tage und Nächte folgten. Wilhelmine wachte und sorgte an dem Lager des Geliebten mit der aufopferndsten Treue, bis ihn endlich der Medikus außer Gefahr erklärte. Uebermenschliche Kräfte erhielten sie aufrecht in den Stunden der Angst und Gefahr;

die Freude, ihn gerettet zu wissen, gab ihr schnell die frische Elasticität ihres Alters zurück.

Als ihr der Medikus verkündete, daß nach dem leichten Schlafe, in welchem der Kranke schon mehrere Stunden lag, dieser zu völligem Bewußtsein erwachen werde, entfernte sie sich rasch und kehrte in weiblicher Kleidung zurück. Die Uniform war ihr längst peinlich geworden, weshalb sie sich bemüht hatte, durch Geld und gute Worte eine passende weibliche Kleidung sich zu verschaffen. Die ländliche Tracht jener Gegend kleidete sie ungemein gut. Das weiße Häubchen schloß sich anmuthig um die leicht gerötheten Wangen und verbarg den fehlenden Schmuck der langen, goldenen Flechten, welche sie ihrem schwärmerischen Beginnen geopfert hatte.

Glückliche Stunden und Tage folgten nun den vorangegangenen Zweifeln und den Schrecken der letzten Zeit; — den liebenden Herzen, die sich jetzt ganz erkannten, schlossen sich immer hellere Bilder einer schönen Zukunft auf.

Mit frohen Erwartungen sahen sie der Rückkehr zu Wilhelminens Pflegeeltern entgegen, denn auch Anton mußte bald dort eintreffen, und dann sollte sich

Alles in beglückender Weise lösen. Der Baron hatte ermittelt, daß der Förstersohn unversehrt aus dem blutigen Kampfe hervorgegangen und mit den verbindeten Heeren in Paris eingezogen sei. Diese Gewißheit erhöhte ihr beiderseitiges Glück, da sich für Anton und seine Eltern eine frohe Zukunft daran knüpfte. Daß Annette sogleich in ihrer Heimath aufgesucht und ihre Gesinnung in Betreff Antons erforscht werden müsse, war ihre gemeinsame Ansicht, und Beide zweifelten keinen Augenblick, daß in Annettens Herzen die Liebe zu Anton den Sieg über alle andern Hindernisse davon tragen würde. Nur die Frage, auf welche Weise man Morie und den Förster am besten und schnellsten mit einander aussöhnen könne, war noch eine schwer zu lösende, da man die Zähigkeit der Ansichten Beider kannte.

Der Baron beschloß, Mories Genesung vorläufig dafür zu benützen, allein man wartete von Tag zu Tag vergebens auf eine geeignete Besserung in dem Zustande des Kranken. Der Medikus erklärte endlich seufzend, daß an kein Aufkommen mehr bei ihm zu denken sei, da das fortdauernde heftige Fieber seine Kräfte vollends verzehre. Zuweilen wohl hatte Morie bessere Stunden, in denen sein Bewußt-

sein klarer wurde, allein sie waren zu vorübergehender Natur, um sie zu irgend einen besondern Zwecke benützen zu können. In einer derselben erkannte er jedoch den Baron als den ihm einst so geheimnißvoll entschlüpften Gefangenen. Sein Auge richtete sich neugierig auf ihn und eine Frage deshalb kam über seine Lippen, doch noch ehe der Baron sie beantworten konnte, veränderte sich der Ausdruck in Mories Gesichtszügen wieder, und er stammelte die Namen Annette und Louison d'Arment.

„War Ihnen Louison d'Arment bekannt?" frug bewegt der Baron und beugte sich zu dem Kranken nieder. „O, sagen Sie," flüsterte er ihm zu, „wie Ihre Tochter zu der auffallenden Aehnlichkeit mit jener Louison d'Arment kommt? — Ist es ein zufälliges Spiel der Natur, oder — —"

Eine heftige Bewegung Mories unterbrach die Frage des Barons, — schwere Athemzüge rangen sich aus seiner Brust und sein Auge funkelte unstät über die ihn Umstehenden hin.

Der Medikus gebot Ruhe und auch Wilhelmine bat den Geliebten, sich nicht aufzuregen, vergangene Dinge nicht heraufzubeschwören.

„Weißt du denn auch davon?“ frug er forschend, und sie konnte ein Erzittern vor ihm nicht bergen.

„Sprich, was weißt du von Louison d'Arment?“ frug er sie wieder und sie gestand ihm, daß sie jene Scene im Klostergebäude belauscht, wo er Annette geküßt und seine heiße Liebe für eine Louison d'Arment verrathen.

Eine trübe Wolke zog auf des Barons stolzer Stirne auf, doch schnell legte sich Wilhelminens weiße Hand auf diesen düstern Schatten, und mit leuchtendem Auge und im Tone des vollsten Vertrauens sprach sie zu ihm:

„Vergieb, theurer Freund, diese Schwäche dem zagenden Mädchen, welches das Glück, dein Herz mit ihrer Liebe auszufüllen, kaum fassen kann. Doch nimmer kehre uns ein Zweifel zurück; — deine Liebe ist ja mein, jetzt ganz mein. So wie ich dir angehöre, mit allen Empfindungen, glaube ich auch dich zu besitzen.“

„Ja, holdes, theures Kind, so ist es,“ erwiderte er, sie innig umfassend. „Nie störe diese Erinnerung mehr dein Glück. Glaube fest, sie gehört einer zwar schweren, doch ganz überwundenen Vergangenheit an. Die Zweifel an dem weiblichen Herzen,

die sie mir zurückgelassen, hat deine Liebe besiegt. Vergieb du, Geliebte, daß sie so lange dein Herz gequält, deine reinen Empfindungen zu gefährlicher Höhe geschraubt, die dich mir für immer hätten entreißen können, die dein Leben selbst gefährdet."

„O, schweige davon!" fiel sie beschwichtigend ein. „Bin ich doch so glücklich dadurch geworden, denn nun glaubst du unerschütterlich an meine Liebe."

Sie lächelte ihn in seliger Freude an, ein süßes Geflüster begann, bei dem sie vergaßen, welch enger Raum sie mit dem Kranken und dessen Arzte einschloß. Der Medikus, an solche Entzückungen in seinem Bräutigamsstande nicht gewöhnt, gerieth in wirkliche Verlegenheit darüber und sann hin und her, auf welche Weise die Situation in ein für ihn behaglicheres Stadium zu bringen wäre. Dabei brachte er den Namen Louison d'Arment nicht aus dem Sinne. Es war ihm plötzlich eingefallen, daß er ihn in einer verworrenen Erzählung bereits früher aus dem Munde des verrückten Eusebius vernommen.

„Mit Permission!" unterbrach er endlich der Liebenden Gekose. „Da fällt mir eben bei, daß ich auch einmal etwas von einer Louison d'Arment ver=

nommen. Vielleicht bringt mein Kopf in seinen Erinnerungen noch etwas zusammen, das Ihnen genügt, Herr Baron, denn dieser hier —“ fuhr er, auf Morie zeigend, fort — „fördert wohl schwerlich noch viel Vernünftiges zu Tage. Das Fieber hat ihn wieder gepackt und läßt ihn sicherlich nicht mehr los.“

„Was erzählte Ihnen denn der Wahnsinnige?“ frug der Baron gespannt; und da der Medikus mit der Antwort zögerte, fuhr er fort: „Einige halbzerrissene Blätter, die ich einst bei ihm fand, gaben nur wenig Aufschluß über sein früheres Leben und seine Beziehungen zu einer Louison d'Arment; keinenfalls aber kann diese Louison d'Arment jene gewesen sein, welche ich einst gekannt; — doch wäre es möglich, das es eine Verwandte von ihr oder selbst ihre Mutter gewesen, die der Unglückliche geliebt. — Besinnen Sie sich, guter Doktor, was theilte er Ihnen mit?“

Der Medikus gerieth in eine neue Verlegenheit, denn je mehr er sich anstrengte, aus der verworrenen Erzählung des Paters, der er überdies nur mit halbem Ohre gelauscht hatte, etwas Zusammenhängendes herauszubringen, desto weniger war er im

Stande, sich außer dem Namen, der so vielfältiges Interesse erregte, etwas zu vergegenwärtigen.

„Von einer Französin, von einer Louison — ja recht, von einer Gräfin d'Arment" — hub er endlich an, „handelte sich die ganze Geschichte, aber — sehen Sie, bester Herr Baron, die Situation damals, in welche der Förster und Sie mich gebracht, hatte so viel unangenehmes und beengendes, daß ich — —" er stockte —

„Besinnen Sie sich auf das Eine nur," bat der Baron; „ob er Ihnen nicht auch einiges über das Schicksal des Grafen d'Arment und seiner Tochter mitgetheilt hat?"

„Daß ich nicht wüßte. Weiß mich davon wirklich nichts zu erinnern, — nur daß er stets mit großem Abscheu den Grafen d'Arment nannte."

Das Letztere sprach der Medikus, froh, doch etwas zu wissen, ziemlich laut. Der Kranke fuhr in demselben Augenblicke in die Höhe, und rief mit wildem Ton und fieberrollenden Augen:

„Wer verabscheut den Grafen d'Arment gleich mir? Wer hat ein Recht, wie Morie, dazu? — O der hochmüthige Graf d'Arment, der den armen Pächtersknaben mit Füßen trat, weil er sich nicht

von seinen Hunden zerfleischen ließ; — dem jungen Morie seine Geliebte stahl und als sich dieser rächen wollte, ihn mit Peitschenhieben von seinem Schlosse jagen ließ. Der Getretene' und Gemißhandelte aber schwur ihm Rache, — der Pächtersohn dem Grafen. — In Paris gings damals lustig zu. In den Straßen floß Blut — schönes, rothes, vornehmes Blut; — auch des Grafen Blut sollte sich damit mischen, — Morie wurde sein Ankläger, — aber nur das schöne Haupt der Gräfin fiel!" — —

Er sank zurück, — dunkle Fieberröthe trat auf seine Wangen und zitternd tasteten seine Hände auf der Decke umher.

„Aber ums Himmelswillen," mahnte der Medikus, „welche unnöthige Aufregung! Ihr Puls, Herr Morie, ist im höchsten Fieberparoxismus. Herr Baron," wendete er sich an diesen, „den bringen wir nicht mehr von hier fort, der wird den Rhein nicht mehr sehen.

Das Ohr des Kranken mußte eine ungewöhnliche Schärfe besitzen, denn er fuhr bei des Doktors leise ausgesprochenen Worten wieder empor und rief:

„Ja, am Rhein — am Rhein war es — wo ich ihn wiederfand — schon hob ich die Waffe nach

ihm — da — da war er fort, entflohen, — aber ich hatte ihm Rache geschworen, ihm und den Seinen; sein Stamm sollte erlöschen; ich streckte die Hand nach seiner schönen Tochter aus; — sie ist sein Blut, rief der Haß in mir — ich wollte — da, da — —" Sein ganzer Körper erzitterte und sein brechendes Auge heftete sich auf den Baron.

„Da kam ein junger Mann," ergänzte dieser, „und verhinderte das beabsichtigte Verbrechen, das unschuldige Mädchen ward gerettet und Morie mußte entfliehen."

„Ja, ja!" stöhnte der Kranke. „Aber sein Schwur erfüllte sich doch — die Verräther — Solange — Annette — O, O — —"

Sein Gesicht überzog plötzlich eine fahle Blässe, und vergebens rangen in krampfhaften Zuckungen seine Lippen, Worte zu sprechen.

„Annette? Was ist mit Annette? O, nur noch ein Wort, Morie?" bat in höchster Aufregung der Baron. Allein der Sterbende gab keine Antwort mehr, doch sein brechendes Auge blieb auf den Baron geheftet, bis es sich schloß und die röchelnden Athemzüge in einem langen Seufzer erstarben.

Als bald nachher der Baron sich stark genug fühlte, Wilhelmine in ihre Heimath zu geleiten, be-

schloß auch der Medikus, seine kriegerische Praxis wieder mit den ruhigeren Kuren in dem Dorfe am Rheine zu vertauschen. Auf dem Grabe Mories, dem sie gemeinschaftlich Lebewohl sagten, theilte Wilhelmine dem gutmüthigen Doktor Annettens Liebe zu Anton mit und bat ihn, seine Braut großmüthig ihres Wortes zu entbinden und mit ihnen für das Glück der Liebenden Sorge zu tragen. Er wiegte bei diesem Vorschlage seine Gestalt hin und her und meinte endlich, wenn sie nur erst wieder die hübsche Französin im Klostergebäude hätten, dann würde sich das Rechte schon finden, jedenfalls behalte er sich vor, ein entscheidendes Wort bei der Gestaltung von Annettens Zukunft mitsprechen zu dürfen.

Damit ging er von dannen, Wilhelmine und den Baron auf dem Grabhügel zurücklassend.

„Er wird durch seine Ansprüche Annettens Glück nicht stören," sagte der Baron, dem Medikus freundlich nachsehend. „Dafür ist es aber auch Pflicht, ihn ganz zu unserem Familienkreise zu zählen, daß einst seinen alten Tagen das traurige Gefühl der Einsamkeit nicht zu Theil werde."

Er ergriff nach diesen Worten Wilhelminens Arm und sie gingen langsam dem Dorfe zu. Der

Abend war so schön. In heiterer Sonnenpracht lag die Landschaft vor ihnen. Die schweren Spuren des Krieges hatte des Landmanns Fleiß zu vertilgen gesucht, und wo dies nicht möglich geworden, gab die gütige Natur ihnen ein freundlich deckendes Gewand und umhüllte sie mit milder Färbung.

„Wie so lieblich, wie so ganz anders sieht es jetzt hier aus, als an dem Abende, wo du dort drüben todesmatt in meinem Arme lagst," sagte Wilhelmine und schloß für einen Moment das Auge, als fürchte sie, jenes schaudervolle Bild möchte noch einmal vor ihren Blicken erstehen.

„Denke nicht mehr an jene schweren Stunden," bat er weich. „Ich will dafür dein Leben so glücklich zu gestalten suchen, als dies in meiner Macht liegt, und daß nichts, gar nichts mehr zwischen unsern Herzen sei, was ein geheimes Recht beansprucht, so werde dir mein Verhältniß zu Louison d'Arment ganz klar. — Sie war die Tochter eines Grafen d'Arment, und lebte mit diesem, wie so viele Emigranten, welche in der Schreckenszeit aus Frankreich entflohen, am Rhein. Ich machte damals als Student einen Ausflug dahin und lernte Louison in einer mir befreundeten Familie kennen. Sie war

reizend schön, etwas schlanker und größer als Annette, doch sonst von wirklich auffallender Aehnlichkeit mit ihr. Ich sah und liebte sie mit der ganzen Leidenschaft eines achtzehnjährigen Herzens, doch ich wagte nicht, es ihr zu gestehen. Sie war einige Jahre älter als ich und wußte mich zu beherrschen. Ob sie hierin dem Willen ihres Vaters gefolgt, oder eigner kluger Berechnung, weiß ich nicht. Der Graf war eines Tages verschwunden. Sie sagte mir, daß eine Gefahr ihn fortgetrieben, die sie mir jedoch nicht näher bezeichnete und die mir erst durch Mories letztes Geständniß erklärt wurde. Ob der Graf wiederkehre oder sie ihm bald folgen werde, gab sie vor, nicht entscheiden zu können. Eines Abends folgte ich ihr, wie häufig, wenn sie einsame Spaziergänge machte, in einiger Entfernung nach, — da hörte ich ihren Hülferuf und fand sie ringend mit einem wild aussehenden Manne, der die Uniform eines Soldaten der französischen Republik unter einem weiten Mantel verbarg. Ich stürzte auf ihn zu, packte ihn und ein hartnäckiger Kampf begann zwischen uns. Louison, welche wiederholt nach Hülfe rief, lockte dadurch einen Haufen Landleute herbei und ihr Feind, von mir schon hart bedrängt, ergriff nun die Flucht.

Man verfolgte ihn, doch ohne seiner habhaft zu werden. Louison, von Schrecken ganz erschöpft, einer Ohnmacht nahe, lag in meinen Armen, ihr Herz pochte an dem meinen; das überwältigte mich; — ich gestand ihr meine Liebe. Sie sah mich freundlich an und wehrte meiner Zärtlichkeit nicht. Ob nur Dankbarkeit sie milde stimmte, oder ob sie in diesem Momente einem süßeren Gefühle sich hingab, kann ich nicht sagen. Genug, ich war eine kurze Zeit glücklich, wie ein Gott; dann bis zur Verzweiflung unglücklich, als Louison ohne Abschied sich von mir entfernte. Ein Billet, das sie mir zurückgelassen, sagte mir, daß sie schleunigst zu ihrem Vater reisen müsse, doch enthielt es nicht, wo der Graf sich aufhalte, noch eine andere Andeutung für die Zukunft, als die, ich solle an ihre Liebe glauben, ihrem Herzen vertrauen. Dies blieb lange mein einziger Trost. Mein unerfahrenes Herz ergab sich mit dem ganzen Vertrauen und der maßlosen Hingebung, die in meiner Jugend lag, dem Glauben an sie, und weihte eine wahre Vergötterung ihrem reizenden Bilde. Doch Jahre vergingen und kein Zeichen des Lebens wurde mir von Louison; später erfuhr ich, daß sie ihrem Vater nach Italien gefolgt, und dort sich einem italie-

nischen Edelmanne vermählt habe. Unter dem Consulate tauchte der Name Graf d'Arment mit dem des Marquis O., dem Gemahle seiner Tochter, wieder auf, allein nur kurze Zeit. Beide des Hochverraths beschuldigt, wurden verhaftet. Der Marquis starb im Kerker, man vermuthete an Gift, der Graf wurde verbannt und man hörte nichts mehr von ihm. Was aus seiner Tochter geworden, blieb mir unbekannt. Sie lebte um diese Zeit auf einem entfernten Schlosse, das nun schon seit lange in andere Hände gekommen sein soll. Ob sie gestorben, wie das Gerücht erzählte, ob sie in tiefer Verborgenheit fortlebte, vielleicht noch lebt, konnte ich nicht ermitteln. In Frankreich ist diese Familie erloschen; man weiß kaum noch von ihr. Ich selbst glaubte daran, daß sie ausgestorben, bis ich Annette sah, oder vielmehr, bis ich des sterbenden Mories Worte vernahm, die freilich doch auch nur zu wagen Vermuthungen führen."

„Vielleicht könnte durch Annette selbst sich manches aufklären," meinte Wilhelmine, setzte jedoch sogleich besorgt hinzu: „Was sollte denn aber aus ihrer Liebe zu Anton werden, wenn sie sich gar am Ende in eine vornehme Dame verwandelte?"

„Es ist ja nirgends ein Beweis dafür vorhan-

handen, daß sie wirklich ein Abkömmling dieser Familie ist," bemerkte der Baron, „denn ihre Aehnlichkeit mit Louison d'Arment ist ein sehr unhaltbares Dokument; doch gesetzt auch, sie gehörte nicht dem Bürger Morie, sondern jener vornehmen Familie an, welchen Einfluß könnte dies auf ihr Verhältniß zu Anton haben? — Liebt sie ihn wirklich, so würde auch eine veränderte äußere Stellung ihrem Herzen nichts anderes gebieten können."

„Ja, du hast Recht, Geliebter. Wie konnte mir nur ein solcher Zweifel kommen, mir armen Kinde, das du — —"

„O, sprich so nicht," unterbrach er sie schnell. „Sind unsere Seelen sich denn nicht ebenbürtig? Und bist du nicht mit so vielen Vorzügen geschmückt, die mir mangeln, mit Jugend, Schönheit und vor Allem mit deinem unentweihten Herzen?"

„Meiner Liebe," erwiderte sie unter Thränen lächelnd, „will ich allein den Vorzug gönnen, denn sie ist unermeßlich groß, sonst stehst du in Allem weit über mir. — Ach, ich beuge mich ja so gerne vor dir, geliebter Mann; dein hoher Werth ist mein höchster Stolz; darf nicht mein Leben sich darin spiegeln, — willst du denn nicht Alles mit mir theilen, was dich

umgiebt? — Darf ich nicht darnach streben als Gattin deiner Stellung würdig zu werden?

Ein heißer, dankbarer Kuß lohnte diese Demuth der weiblichen Liebe, die bei allen Täuschungen und schwärmerischen Verirrungen doch so ächt, so treu und groß sich bewährt hatte.

Wilhelminens Rückkehr zu ihren Pflegeeltern brachte Freude und Schmerz mit sich. Sie hatten das geliebte Kind wieder, aber nur, um zu erfahren, daß der Baron es ihnen für immer entführen wollte. Die schönen Hoffnungen und Pläne, welche sie so lange als höchsten Lebenswunsch, als schönstes Glück ihrer alten Tage genährt hatten, zerfielen in Trümmer, und was der Baron an deren Stelle setzen wollte, schien ihnen kein befriedigender Ersatz; besonders konnte der Förster sich nicht mit dem Gedanken befreunden, eine Französin Tochter zu nennen und obgleich er Annetten tief verpflichtet war, hätte er sich doch viel lieber auf irgend eine andere Weise ihr dankbar gezeigt.

Es machte dem Baron mehr Mühe, als er gedacht, hier die Vorurtheile einer einseitigen Anschauungsweise zu überwinden. Auch wollte der Förster sich nicht überzeugen lassen, daß eine Verbindung

mit Annetten seines Sohnes Glück bedinge und erst, als es dieser in einem Briefe mit sehr beredten Worten bestätigte, und schwur, nur dann den Militärdienst wieder zu verlassen und Förster werden zu wollen, wenn Annette seine Lebensgefährtin würde, billigte er endlich des Barons Absicht, die kleine Französin in ihrer Heimath aufzusuchen und als Antons Braut hieher zu bringen.

Der Baron reiste in Begleitung des Medikus, welcher großmüthig beschlossen hatte, künftig Vaterstelle bei der Waisen vertreten zu wollen, um so ihr verpfändetes Wort in bester Weise zu lösen, nach dem Elsaß, aber sie fanden Mories kleines Haus verschlossen und Niemand wußte, wo seine Tochter hingekommen war.

Wenige Tage nach dem Tode ihrer Großmutter, der in die Zeit von Mories Hinscheiden fiel, war Annette aus ihrer Heimath verschwunden, was um so auffallender erschien, da ihr das kleine Häuschen und ein nicht unbedeutendes Vermögen als Erbschaft zufiel. Man nahm allgemein an, die Erbin werde bald wiederkehren, doch bis jetzt hatte sie nichts von sich hören lassen. Auch alle Bemühungen des Barons, ihren Aufenthalt zu entdecken, waren erfolglos

und es blieb ihm zuletzt nichts übrig, als auf den Vorschlag des Medikus einzugehen, nämlich, es gerichtlich niederzulegen, daß er Annette Marie an Kindesstatt annehme, dann zu gleicher Zeit sie öffentlich aufzufordern, in ihre Heimath, oder in das Dorf am Rheine zurückzukehren. Recht verstimmt über die vergebliche Reise, traten sie die Rückreise wieder an.

Anton, der Urlaub genommen hatte und unterdessen bei seinen Eltern eingetroffen war, verließ bei dieser trostlosen Nachricht, aller Bitten ohngeachtet, seine Heimath wieder, um in den Militärdienst zurückzukehren, und denselben nicht wieder zu verlassen, wenn Annette für ihn verloren wäre. Tag um Tag, Woche um Woche verging, von der kleinen Französin zeigte sich keine Spur.

Auch der Baron nahm von seiner Braut einen längern Abschied, um die nöthigen Schritte für seine künftige Stellung und seine Vermählung mit ihr einzuleiten. Er beabsichtigte, in den Civildienst einzutreten, was ihm bereitwillig gewährt wurde, ihm jedoch auch gleich so dringende Beschäftigungen zuzog, daß dadurch die gewünschte Verbindung wieder verzögert wurde. Inzwischen, so hoffte er, sollte es seinen Bemühungen gelingen, Annetten aufzufinden,

deren Verschwinden einen Schatten auf ihr allseitiges Glück warf.

Anton blieb bei dem Heere und wurde dem Körper desselben zugetheilt, für dessen Unterhalt Frankreich in der nächsten Zeit Sorge tragen mußte. Sein jetziger Aufenthalt war fern von seiner Heimath, in einem schönen Theile des Feindeslandes, das nun einigermaßen zu vergelten hatte, was es an Deutschland verschuldet.

Wilhelmine, so glücklich sie sich auch als Braut des heißgeliebten Mannes fühlte, war doch oft recht trübe gestimmt, wenn sie sich die alten Eltern in dem großen weiten Gebäude so allein dachte; Annettens heiteres, leichtes Wesen, das ihr früher in so ungünstigem Lichte erschien, kam ihr jetzt ganz geeignet vor, in diese ernsten, stillen Räume munteres Leben zn bringen. Wie sehnte sie die einstige Feindin herbei, und schämte sich halb, daß ihr Patriotismus sie so weit getrieben, deren Liebenswürdigkeiten und Tugenden so gering zu achten. Die Exaltation, in welcher sie Jahre lang ihre Begeisterung für die deutsche Sache und die damit verbundene Liebesgeschichte und Täuschungen ihres eignen Herzens erhalten hatte, war wie ein aufregender Traum

ihr entwichen, aus dem sie zur Erkenntniß der wahren Bestimmung des Weibes erwacht, die da ist: treue aufopfernde Liebe im häuslichen Kreise; durch sie treue Hingabe an das Geschick des Vaterlandes, wie an das allgemeine Wohl der Menschheit. —

Auf Deutschlands Fluren lag der Friede, die geraubten Rheingegenden nannte man wieder deutsche Erde und lebte in der Hoffnung, daß man bald bis zu Straßburgs hohem Münster sie so nennen werde. Man hoffte auf Ausgleichung aller früheren Mißstände, und glaubte allgemein an die verheißene schöne Zukunft. Der Förster suchte in dem Antheil an den allgemeinen Angelegenheiten das eigne Weh zu begraben, und seine gescheiterten Hoffnungen in Beziehung auf seine häuslichen Freuden zu vergessen; er bemühte sich, Wilhelminens Glück keine trübe Miene entgegen zu stellen, wie auch die Herzensgüte seines Weibes dem lieben Pflegekinde jeden Schmerz zu verbergen suchte.

Unterdessen weilte Anton auf Frankreichs Boden, mit den Gedanken an die verlorene Annette beschäftigt, deren reizendes Bild er nicht verdrängen konnte. Der Uebermuth seiner Kameraden, welche es sich in dem schönen Lande überaus wohl sein ließen, riß

ihn nur sehr vorübergehend mit sich fort. Das Schicksal, oder vielmehr die Conflicte der politischen Verhältnisse seiner Heimath, welche ihn in seiner ersten Jugend schwankend hin und hergeworfen, wirkten noch immer in ihm nach und ließen ihn häufig seinen lustigen Freunden launenhaft, kleinmüthig und unzuverlässig erscheinen. Er wurde von ihnen geneckt, ausgelacht, was ihm ihren Leichtsinn vollends unerträglich machte; so sonderte er sich nach und nach möglichst viel von ihren lauten und lustigen Freuden ab, erging sich auf einsamen Wanderungen und dachte nicht selten mit Heimweh der Seinen. Unentschlossenheit und Reue quälten sein Inneres, Sorge um die einsamen, alten Eltern überkam ihn, so oft er an Wilhelminens baldigen Abschied von ihnen dachte; dennoch aber blieb ihm der Gedanke an eine Rückkehr in das große, stille Haus, das Annettens helle Stimme nicht belebte, ganz unerträglich, und selbst Wilhelminens Briefe, in denen sie ihn dringend bat, seinen Abschied zu nehmen und zurückzukehren, ehe sie scheide, konnten ihn zu keinem festen Entschlusse bringen.

So mit sich selbst zerfallen und an aller Lebensfreude verzweifelnd, irrte er eines Tages planlos

umher; sein Fuß trug ihn immer weiter in eine ihm noch ganz unbekannte Gegend und führte ihn zuletzt in ein entlegenes Thal, das ein klarer Bach anmuthig durchschlängelte. Die Berge waren bewaldet und senkten sich bald in eine Ebene, die in bläulicher Färbung sich verlor. Hier am Ende des Thales, auf einem erhöhten Punkte, der die Landschaft beherrschte, lag ein alterthümliches Gebäude, das durch seine Thürme und die Umfassung einer Mauer den adeligen Sitz aus alter Zeit verrieth. Ihm gegenüber, tiefer gelegen, sah man einige kleinere Häuser von prächtigen Nußbäumen überschattet. Das milde Klima dieser Gegend hatte dem weit vorgerückten Herbste noch nicht allzuviel Rechte eingeräumt, Blätter und Blüthen waren vor seinem Wintergruße noch nicht alle entflohen. Gelichtet wohl und mit röthlich gelbem Laube untermischt, kosten Buschwerk und Bäume in etwas kühlerer Empfindung mit den duftlosen Blumen. Unfern der kleinen Häuser, welche Oekonomiegebäude zu sein schienen, ließ sich Anton auf eine Bank nieder, die recht einladend zur Ruhe einem anmuthigen Plätzchen beigesellt war. Umgeben von hohem Gesträuch, gewährte sie nach vorn einen Blick auf das alte Schloß und die hübsche

Ebene; zur Seite lag das grüne Thal mit seinem murmelnden Bache, dessen helles Geglitzer durch die gelichteten Zweige schimmerte.

Anton war von der langen Wanderung so ermüdet, daß das Bedürfniß nach Trank und Speise ihn nicht vermochte, diesen lieblichen Ruheplatz wieder zu verlassen. Erst als die Sonne von der hellen Ebene Abschied nahm und ihr letzter Strahl die Thürme des Schlosses vergoldete, dachte er daran, zu versuchen, ob er in dem nächstgelegenen Hause etwas zur Erquickung, und vielleicht ein Nachtlager, oder Pferde zur Rückkehr finde. Als er sich eben erheben wollte, rauschte es neben ihm in den Zweigen und ein heller Aufschrei traf sein Ohr — sein Herz. Annette! Annette! rief er, emporspringend und nach dem Gebüsche stürmend, dessen Zweige sich bewegten. Hinter ihnen, im gelblichen Blätterschmucke, leuchtete ein weißer Punkt, — das zierliche Häubchen auf den dunkeln Locken.

Wie er da mit Gedankenschnelle die Zweige theilte, die Geliebte umfaßte und fest an sich preßte, als könne sie ihm sonst wieder entfliehen — und was dann in einzelnen Tönen gestammelt, gejauchzt, geweint und gelacht wurde, wagen wir nicht zu be-

schreiben. Wer solche Götterwonne sich treu ausmalen will, kann es nur mit geschlossenen Augen thun, kann es nur, wenn ihm selbst noch ein Herz voll glühender Liebe im jugendlichen Busen schlägt.

Wir bescheiden uns, Anton und Annette etwas später auf der Bank zwischen dem halbvergilbten Buschwerke aufzusuchen, wo wir sie Auge in Auge, Hand in Hand wieder finden. Der Mond und die Sterne hatten sich inzwischen über dem glücklichen Paare versammelt, und hauchten mit ihrem zauberischen Lichte die Spuren des hinsterbenden Naturlebens verklärend an, und geboten den herbstlichen Lüften, milde um die Liebenden zu säuseln, gleich ihnen des Frühlings dieser jungen Herzen sich zu freuen. Die heißen Küsse der Liebe hatten schnell alle Zweifel besiegt, welche je Annettens und Antons Brust beklemmten; ohne Worte und Erklärungen offenbarte ihnen das unerwartete Wiedersehn die ganze Gluth und Stärke ihrer Liebe.

„Weshalb aber, theure Annette, verließest du denn deine Heimath?“ war die erste ruhigere Frage Antons, bei der wir die Liebenden wieder genauer ins Auge fassen wollen.

Nach einer kurzen Pause, in welcher Annette ih-

ren Arm fester um Antons Schulter legte, erwiderte sie in ihrer gewohnten heiteren Weise:

„Ach, Bester, das ist eine ganz eigne, sonderbare Ursache; — doch ich will dir Alles sagen, wenn du mir versprichst, ruhig dabei bleiben zu wollen.“

„Was ist's, Annette? du ängstigest mich!“

„Ei sieh doch! Du sollst ja ruhig sein, — überdies darf sich ein Soldat nie ängstigen. Trägst du auch keine französischen Farben mehr, so darf doch unter dem bunten Tuche nur ein Herz voll Courage schlagen.“

„Scherze nicht, — ich bitte dich, Annette! Sieh meine Ungeduld.“

„Mäßige dich, Theurer und staune. Das Geheimniß, das ich dir nun enthüllen werde, ist in der That staunenswerth. Drehe dein Haupt dorthin;“ fuhr sie pathetisch fort, indem sie seinem Kopfe eine andere Richtung gab, „staune nicht immer meine kleine Person an, sieh vielmehr hinauf nach jenen Thürmen, die so gespenstisch zu uns hernieder schauen. Sie können dir eine Geschichte erzählen, — ach,“ setzte sie plötzlich in weichem Tone hinzu, „voll Leid, voll Weh und — —“

„Annette, was soll dies? Ich bitte dich!“ unterbrach sie Anton fast unmuthig.

„Was dies soll? Mein Geheimniß soll es dir offenbaren helfen. Höre nur weiter: Jenes Schloß dort ist — deiner kleinen Braut nahe verwandt, — es ist das Stammschloß ihrer Mutter.“

„Welcher Scherz!“ rief Anton halb erschrocken.

„Nicht Scherz, Geliebter, sondern volle Wahrheit, was ich dir sagte; doch nur eine Wahrheit für mich und dich. Der Welt könnte ich sie nicht beweisen und möchte es auch nicht.“

„Annette!“

„Schweige und höre ruhig zu. Schon mit dem Tode ringend, entdeckte mir meine Großmutter, daß ich nicht ihre Enkelin, nicht Mories Tochter, und nur das Pflegekind seines Weibes war, die meine Amme gewesen sei. Ich stamme von einer vornehmen Familie ab — erzählte sie mir weiter — meinen Vater nannte sie einen italienischen Adeligen, meine Mutter eine geborne Gräfin d'Arment. Ein grauses Geschick verfolgte diese Familie. Meine Großmutter, die Gräfin d'Arment, endete kurz nach der unglücklichen Marie Antoinette auf der Guillotine ihr Leben. Meine Mutter, damals ein junges

Mädchen, floh mit dem Grafen nach Deutschland und kehrte später als Gattin des Marquis von O— nach Frankreich zurück. Sie muß nicht glücklich in dieser Ehe gewesen sein, denn nur selten verließ sie jenes Schloß, in das sie sich mit ihrem Kinde, — das ich sein soll, — von der Welt zurückzog, während ihr Vater und Gatte eine Rolle unter dem Consul Napoleon spielten. Wie es kam, das sie später als Verräther angeklagt wurden, wußte die Sterbende nicht. Der Marquis endete im Kerker, der Graf wurde deportirt und meine arme Mutter erlag dem Schrecken. Unwissend und voller Angst über diese Dinge, lief meine Amme mit mir und ihrem eignen Kinde auf und davon, um sich mit uns irgendwo zu verbergen. Auf dieser Flucht fand sie Morie, den Vater ihres Kindes, der sie treulos verlassen hatte, wieder. Sie entdeckte sich ihm, und er versprach ihr, sie zum Weibe zu nehmen, wenn sie das Kind der Marquise für ihr Kind ausgeben wolle und ihr eignes, an dessen Aufkommen zu zweifeln war, für jenes. Sie willigte ein und kam, nachdem ihr Kind gestorben, zu Mories Eltern, wo er sich mit ihr trauen ließ. Doch blieb er nur kurze Zeit bei seinem Weibe. Er wurde aus einem Re-

publikaner ein Soldat des Kaiserreichs; Napoleon blieb sein Abgott. Sein Weib lebte nur wenige Jahre im Elsaß. Ich erinnere mich ihrer noch ganz genau. Sie hatte mich sehr lieb und weinte oft, wenn sie recht zärtlich mit mir war. Ich glaube, daß sie bereute, was sie gethan. Sie vertraute sich ihrer Schwiegermutter an; diese jedoch, Mories wilden Sinn und auch schlimme Folgen für ihn fürchtend, beschwor sie, ein ewiges Schweigen zu bewahren; — sie selbst wollte das Geheimniß mit ins Grab nehmen, allein der Tod ist ein mächtiger Mahner, wenn er an das Gewissen pocht, versucht es vergebens zu schweigen. So erfuhr ich von der Sterbenden, daß die kleine Annette eigentlich zur vornehmen Dame geboren sei. Nun sie es aber nicht geworden ist, hat sie beschlossen, auch gar nicht nach diesem Glücke zu trachten, ja sie kaprizirt sich darauf, das Weib eines schlichten Bürgers zu werden, denn — nicht wahr Anton, wir kehren bald zu deinen Eltern zurück; du entsagst dem Militärstande, da ohnehin ja jetzt Friede ist, und wirst wieder ein grüner Jägersmann, wie damals, als ich dich zuerst sah und du mir gleich so wohl gefielst?"

„Du bist ein Engel, Annette!" rief Anton ge-

rührt. „Aber wenn es wahr wäre, wenn du solche Rechte beanspruchen könntest?“

„Nun — was dann?“ fiel sie heiter ein. „Sollte ich vielleicht einen adeligen Junker freien und den hübschen Anton, den ich lieb habe, fortschicken? O, geh doch, hat die Liebe so wenig Werth in deinen Augen? — Ueberdies,“ fuhr sie ruhig fort, „besitze ich gar keine gültigen Beweise für meine Aussage, denn die Aehnlichkeit mit meiner Mutter, die allerdings sehr groß sein muß, da jener Fremde so überrascht davon war, wäre doch ein sehr zweifelhaftes Dokument, selbst wenn es sich bis auf meine Großmutter, die Gräfin d'Arment erstreckte, für die mich ohne Zweifel der wahnsinnige Pater hielt. Alle Zeugen sind todt, und dann auch steht die kleine Marquise Solange von O—, ich selbst, oder vielmehr mein Name, als letzter Sprößling dieser Familie, an die kein Mensch mehr denkt, in den Todtenregistern, — wie sollte da Annette Morie zu einer so vornehmen Auferstehung gelangen können? Eine fremde Herrschaft ist längst im Besitze jenes Schlosses, das allein noch Werth für mich hätte, da meine Mutter dort lebte und starb. Allein man erinnert sich kaum ihres Namens noch in dieser Gegend; ihr zurückgezo-

genes Leben ging spurlos in jener bewegten Zeit vorüber. Niemand hier bemerkte in meinem Angesichte die Züge jener leidenden Dame, welche damals auch wohl schon etwas zerstört sein mochten. Solange von O—, ihr Kind, die Enkelin der Gräfin d'Arment, kannte Niemand mehr; sie hatte nicht einmal eine Erinnerung für sich, als die, welche einst Annette in dem Klostergebäude am Rhein erweckte. Laß uns dorthin zurückkehren, Geliebter; — an deinem Herzen ist meine Heimath, und in dem Kreise der Deinen, deren Liebe du mir verheißen, finde ich das Glück, eine Familie zu besitzen. Was will Annette — was will die vergessene, heimathlose Solange mehr? — Ihr Name bleibe unangetastet in den Registern der Todten, in die er ohne Zweifel durch Mories Vermittlung gekommen. Warum dieser so gehandelt, ist mir ein Räthsel. Doch wenn ich mir Alles aus den wenigen Jahren, welche ich mit ihm verlebte, vergegenwärtige, drängt sich mir die Vermuthung auf, daß er einen fürchterlichen Haß auf den Grafen d'Arment hatte, und diesem den Untergang seiner Familie geschworen, — eine Sache, die er mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln verfolgte. Mich persönlich traf dieser Haß

nicht, ja ich glaube sogar, daß er mich liebte und in meiner Gegenwart Reue empfand, denn Niemand konnte, wie ich, seinen wilden unbewegsamen Sinn bezwingen. Dieses Uebergewicht empfand ich am meisten bei seiner Verfolgung deines Vaters, die er auf mein dringendes Verlangen so schonend einleitete, daß deine Mutter und Wilhelmine möglichst wenig darunter zu leiden hatten."

„Gutes, liebes Mädchen!" sprach Anton tief ergriffen. — „Aber sage, was veranlaßte dich denn, hieher zu gehen, wenn du keine Ansprüche an deine Geburt machen kannst und willst?"

„Die Anforderungen des Herzens trieben mich hieher, — nur diese, Anton. Als meine Großmutter begraben war, litt es mich nicht mehr in Mories Hause, ich mußte hieher pilgern, wie zu einem heiligen Wallfahrtsorte. Aber dort drüben im Schlosse wies man die Fremde, die um ein Unterkommen bat, kalt zurück, sie durfte die Räume nicht betreten, in denen ihre Mutter geweilt. Doch du weißt, Annette verzweifelt nicht leicht, wenn sie etwas will. Mit freundlichen Worten schmeichelte ich mich bei den guten Pächtersleuten, die in dem nächsten Hause dort wohnen, ein, und bald besorgte ich kleine Ge-

schäfte zwischen ihnen und dem Schlosse und erwarb mir auf diese Weise den Eingang dort, und Freunde unter den Dienern und Hausgenossen. So wurde es mir möglich, an dem Sarge meiner Mutter zu beten; getröstet und gestärkt schied ich von dieser heiligen Stätte; das kindliche Gefühl meines Herzens war befriedigt; — und nun ist ja auch sein heißester Wunsch erfüllt: ich habe dich wieder, frei und treu — Wilhelmine ist unsere liebe Schwester, die glückliche Braut eines Andern, und liebende Elternarme werden uns bald umfangen. Doch vorerst laß uns das Glück, das uns lächelt, noch bewahren. In meinem Kopfe spuckt ein herrlicher Plan, wie wir in dem großen Gebäude am Rhein unsern Einzug halten wollen."

Anton hatte trotz Annettens entschiedenem Wesen doch noch manchen Scrupel in Beziehung auf die Rechte ihrer Geburt, und sie hatte Mühe, als er am andern Morgen schied, sein Wort zu erhalten, ein gänzliches Stillschweigen darüber zu bewahren, das nur sie selbst brechen dürfe. Leichter ging er auf ihre andern Wünsche in Betreff ihrer gemeinschaftlichen Rückkehr ein und that sogleich die nöthigen Schritte, seine Entlassung aus dem Militär zu

bewirken. Er schrieb deshalb an den Baron, dem er unter dem Siegel der Verschwiegenheit Annettens Wiederfinden entdeckte.

Indessen wurde Wilhelminens Hochzeitstag festgesetzt. Der Baron konnte zur Weihnachtszeit am besten von seinen Geschäften abkommen und wollte deshalb gleich nach dem heiligen Feste seine Braut an den Altar führen. Am Weihnachtsabend ward er erwartet, und Wilhelmine, in dieser Freude alles Leid vergessend, schmückte die hohe Tanne mit ganz besonderer Lust. Sie bemerkte nicht die heimlichen Thränen der Mutter, nicht des Vaters trüben Blick, der durch das Fenster sich stahl, wie um in der Ferne den Sohn zu suchen.

Da kam der Baron einige Stunden früher, als man ihn erwartete; noch nie hatte sein Auge so freudig geleuchtet, seine Brust sich so mächtig gehoben. Stürmisch preßte er Wilhelminen an sich, daß sie beinahe davor erschrak, und so herzlich, so innig, wie noch nie, begrüßte er den Förster und sein Weib.

„Der Glückliche! Gott segne ihn!“ sprach die Försterin, mit Wehmuth Antons gedenkend.

„Könnten wir nur eine Doppelhochzeit feiern!“

seufzte der Förster. „Ich wollte gewiß jetzt mit Freuden Mories Tochter ans Herz drücken."

„Doch was helfen Wünsche von den besten Vorsätzen begleitet, wenn das Geschick sich ihnen entgegenstellt?" setzte er nach einer Pause hinzu. „Nur auf ein glückliches Brautpaar soll der heilige Glanz des Christbaumes strahlen." —

Der Baron drängte Wilhelminen aus der Stube; er wollte die kleinen Geschenke unter dem Baume vollends allein ordnen. Etwas widerstrebend gehorchte sie seinen Bitten; — er dürfe keine Geheimnisse vor ihr haben, meinte sie, er aber versicherte scherzend, daß seine Weihnachtsbescheerung ein wahres Staatsgeheimniß sei, was man erst im ganz richtigen Zeitpunkt enthüllen dürfe, damit es seine volle Wirkung nicht verfehle, weshalb er auch ganz sorgfältig die Thüre verschließen werde, damit sie nicht zu früh etwas davon erlausche.

Unter freudigem Herzklopfen erwartete sie den Moment der rufenden Klingel, — aber sie wollte ewig lange nicht ertönen und es war doch längst dunkel genug, die Lichter des Baumes anzuzünden. Eine fast unüberwindliche neugierige Ungeduld erfaßte sie, — da rief endlich der helle Ton. Sie zog

die Eltern rasch mit sich fort. Die Thüre that sich auf, — der Christbaum schimmerte in hellem, strahlendem Glanze, seine Zweige segnend über Anton und Annetten ausbreitend, welche Arm in Arm unter ihm standen.

Staunendes Entzücken fesselte einen Moment Alle, dann schlug Herz an Herz, drückte sich Mund auf Mund und freudiges Schluchzen tönte unter dem Christbaume hervor. Der Baron faßte Wilhelminens Hand, — ein feuchter Glanz milderte sein ernstes Auge und gerührt flüsterte er der Geliebten zu:

„Nun sind wir endlich ganz eingekehrt in das Glück des Familienlebens. Liebe und Versöhnung lassen sich heute unter dem heiligen Baume mit recht deutscher Gemüthlichkeit nieder; möge es immer so bei uns sein, und möge der wiedergekehrte Friede ebenso beglückend und versöhnend auf die Völker niederschauen, als der heilig milde Schein dieses Baumes, dieses kindlich rührenden Symbols eines erhabenen und doch so menschlich schönen Glaubens, auf das in Liebe vereinte Paar herniederschaut. Sieh, wie der alte Vater die kleine Feindin segnet und die Mutter sie als theures Kind

in die Arme schließt! — „O, nicht die Völker hassen sich, — nicht der Mensch den Menschen! Die folgen gerne dem ersten Gesetze des Christenthums, das Liebe und Versöhnung heißt. — Wehe denen, die wilde Leidenschaften aufrufen, unselige Verwicklungen herbeiführen und so die Menschheit zu Haß und Rache entflammen, zu Thaten antreiben, die zwar der Moment rechtfertigt, sie sogar groß und erhaben preist, indem sie dieselben zur Sache der Nationalehre und des Ruhmes der Völker macht, und die doch so viel unaussprechlichen Jammer und Elend in sich tragen, so viel Grausamkeit und Härte."

„Nun ist die böse Zeit überwunden," rief freudig Wilhelmine. „Laßt uns hoffen, daß eine solche nie wiederkehre, und ein segenbringender Friede es allen Völkern einpräge, ihn heilig zu halten."

Nachdem die erste Aufregung des Wiedersehens sich etwas gelegt hatte, wurde die Frage laut: Wie kam dies so? Wo war Annette? Wer fand das liebe Kind? —

„Der Instinkt seiner Liebe hat meinen Versteck aufgespürt," antwortete fröhlich die junge Braut. „So mußte es doch wohl kommen, denn wahre

Liebe besitzt eine magnetische Anziehungskraft, wie so Viele behaupten und auch ich jetzt unterschreibe."

„Da ist von nichts als Liebe und wieder Liebe, wohl gar von Hochzeit die Rede," brummte eine Stimme hinter dem Ofen. „Aber, mit Permission, ich möchte wohl auch noch ein Wörtchen mit drein reden, denn eigentlich bin ich doch noch immer der Verlobte von Mamsell Annette."

Der Medikus kam bei diesen Worten mit einem langen Schritte mitten in den frohen Familienkreis, den sein blondes Haupt bedeutend überragte.

„O, Vergebung, bester Freund," bat Annette, „daß wir Sie in der Freude dieser Christbescheerung einige Augenblicke nicht vermißten und vergaßen, daß der Baron der ersten Ueberraschung halber Sie hinter den Ofen postirte."

„Aber auch nur für diesen ersten überraschenden Moment," bestätigte der Baron, des Doktors Hand herzlich ergreifend. „Denn Sie gehören zu unserer Familie, sollen ihr sofort einverleibt werden, wenn dies noch immer Ihr Wunsch ist."

„Vollkommen, vollkommen. Ganz einverstanden," sagte der lange Mann mit großer Heiterkeit.

„Aber als was, ihr beiden glücklichen Bräute, soll ich denn in der Familie figuriren, da meine kleine Liebste mir ungetreu geworden ist?

Als Vetter, als allseitiger Vetter, meinte Wilhelmine.

„Gott bewahre mich vor solchem Glücke," wehrte der Doktor. „So ein allseitiger Vetter ist stets eine lästige oder spaßhafte Figur und für Beides bedanke ich mich. Auch habe ich mich bereits höher hinauf postirt, und will, wenn Annettchen nichts dagegen einzuwenden hat, vom Bräutigam zum Vater avanciren, mein ungetreues Liebchen an Kindesstatt annehmen, und Sie zur Erbin aller meiner zeitlichen Güter einsetzen, wie sie sich längst als liebstes Gut in meinem Herzen eingenistet hat. So gedenke ich als ehrenhafter Papa ihre Hochzeit aufs Beste auszurichten und ihr selbst den Brautkranz auf das hübsche Lockenköpfchen zu setzen."

„Mein Gott, wie reich an Liebe und äußerem Glücke werde ich heute! Mit welcher Fülle überschüttet mich der heilige Christ!" rief gerührt Annette und hing sich an des Adoptiv-Vaters Hals, ihm einen herzlichen Kuß gebend, indem sie mit der schelmischen Frage sich an Anton wandte, ob er

nicht mehr eifersüchtig sei; dann aber flüsterte sie ihm leise zu: „Was sollte uns noch ein zweifelhafter Proceß um ein Gut, daß ich nie gekannt und darum auch nicht zu würdigen weiß. Stand und Rang? Was könnten sie mir sein? Ich werde dein Weib, eine glückliche Förstersfrau und trage kein Verlangen nach mehr. Ich bin vollkommen befriedigt. Denke nicht mehr an meine Erzählung, lasse die Todten ruhen. Erlangten wir doch so viel Glück, als eine Menschenbrust zu fassen vermag. Wir wollen Gott für seine große Güte aus vollem Herzen danken."

Das letzte sprach sie laut und Aller Blicke sprachen es ihr nach und richteten sich dann auf den leuchtenden Baum, als sei er in seiner freudvoll heiligen Bedeutung auch das Symbol ihres Glückes, das hellflammende Zeichen einer schönen, ungetrübten Zukunft.

Wie es jedoch das unstete Leben stets mit sich bringt, kein Glück unberührt von seinem ewigen Wechsel bleibt, dem Lichte stets der Schatten zugesellt ist, und wäre es nur der kurze Schatten des höchsten Sonnenstandes, so trat auch jetzt in die strahlende Freude dieses Christfestes als eine dunkle

Mahnung die Gestalt des wahnsinnigen Eusebius. Die flackernden Lichter hatten ihn hereingelockt, als er fröstelnd das große Gebäude umging. Er trat durch die leise geöffnete Thür wie eine düstere Erinnerung an Schmerz und Schuld dahingegangener Zeiten, ringend nach Tod und Vergessenheit.

Mit kindischem Lachen sah der gebeugte Greis zu den Lichtern empor und schien sonst nichs zu gewahren. Da nahte ihm Annette, von einem mächtigen Gefühle zu dem Unglücklichen hingezogen, und reichte ihm voll Theilnahme die Hand.

Er sah sie erst erschrocken, dann freudig an und stammelte:

„Sind wir jetzt endlich im Himmel angekommen, Louison? Raubt dich nun Niemand mehr dem armen Rudolph? Dürfen wir endlich offen unsere Trauringe tragen? Sieh, da hast du ja deinen Ring,“ fuhr er fort, an ihrer Hand umhertastend und einen einfachen Goldreifen, den sie trug, festhaltend. „Nun will ich auch den meinen an den Finger stecken.“

Er zog den goldenen Reif, den er Annette schon bei ihrem ersten Begegnen gezeigt, aus seiner Brust und hielt ihn gegen das Licht, seine innere Seite betrachtend.

„Sieh hier die verschlungenen Namenszüge — Rudolph und Louison. — Auch in dem Ringe, den du trägst, müssen sie stehen. Laß sehen, ob es so ist?“ setzte er mißtrauisch hinzu und zog Annettens Ring vom Finger, ihn zu prüfen.

„Er ists — es ist mein und dein Ring,“ jubelte er. „Sie sind gerade noch so, wie sie der alte gute Mann uns an den Finger steckte, als er uns für immer verband. — Ach, Alles war wohl nur ein langer, schwerer Traum, was dazwischen liegt, und ich erwache in deinem Herzen, Louison.“

Er gleitete an Annetten nieder und sank erschöpft unter dem Weihnachtsbaume zusammen.

Alle knieten um ihn, bemüht, seine schwachen Kräfte zu unterstützen. Er erholte sich bald wieder und die Försterin brachte ihn mit Hülfe des Medikus in ein anstoßendes Zimmer, wo sie ihn sanft auf ein Lager betteten und er nach kurzer Zeit in einen tiefen Schlaf versank.

Annette hielt beide Ringe in ihrer Hand und verglich sie staunend. Sie waren sich vollkommen gleich und beide trugen die verschlungenen Buchstaben R. und L. wie die Jahreszahl 1769. Unzwei-

felhaft waren es zusammengehörende Trauringe. Annette hatte ihren Ring von Mories sterbender Mutter erhalten mit der Bemerkung, daß er der Marquise von O— als ein Kleinod von ihrer Mutter sehr theuer gewesen, und die Amme diesen Schmuck vor ihrer Flucht der Todten vom Finger gezogen und treu aufbewahrt habe. Es bestätigte sich dadurch noch mehr, daß Louison, Gräfin d'Arment, die Mutter der Marquise von O—, die Geliebte, ja das heimlich angetraute Weib des Wahnsinnigen gewesen, der sie, wie sich später noch ermittelte, in Wien kennen gelernt hatte, wo ihr Vater die geheimen Verhandlungen zwischen Maria Theresia und der Pompadour wegen der Vermählung des Dauphins mit einer österreichischen Prinzessin geleitet, und durch seine einflußreiche Stellung am französischen wie österreichischen Hofe leicht eine geheim geschlossene Ehe seiner einzigen Tochter für nichtig erklären, und ohne Aufsehen wieder trennen lassen konnte.

Wilhelmine theilte noch mit, was ihr einst der Pater in der Klosterkirche erzählt und es blieb kein Zweifel mehr, in welchem Verhältniß Rudolph von Eckmühl — der Wahnsinnige — zu der späteren

Gräfin d'Arment gestanden, deren Tochter ein so trauriges Loos betroffen, die, wie Mories Mutter behauptete, die Mutter Annettens war. Ob aber nun Annette ein Abkömmling der ersten Ehe der Gräfin war, ob deren Tochter vielleicht nur ein angenommenes Kind des Grafen d'Arment gewesen, blieb unenträthselt. Es hatte einige Annahme für, einige gegen sich, — doch so viel war gewiß: Annette fühlte sich mit kindlicher Liebe zu dem Unglücklichen hingezogen und pflegte ihn auf das sorgfältigste Er blieb von da an in der Försterswohnung wie ein zu der Familie gehöriges Glied. Seine Körperkräfte nahmen jedoch zusehends ab, doch je mehr er dem Grabe zuwelkte, desto öfter hatte er lichte Augenblicke und nie mehr verfiel er in gänzliches Irrsein. Auch Annette sah er immer ruhiger an, und als sie mit dem bräutlichen Kranze geschmückt an sein Lager trat und um seinen Segen flehte, zog er sie an sich, küßte ihre Stirne und flüsterte:

„Louison — und doch nicht Louison — Gott sei mit dir, holdes Kind, und erhalte dein Glück!"

Der Baron entführte bald nach der Trauung sein junges Weib dem glücklichen Freundeskreise, dem

sie jedoch lange Jahre hindurch an keinem Christabende fehlten.

Anton, der bald nach seiner Rückkehr die Stelle seines Vaters, welche ihm schon ein früheres Dekret zugesichert hatte, antrat, wurde ein recht tüchtiger Forstmann, und blieb stets in gleicher Liebe und Treue seinem holden Weibe ergeben, wie auch sie keinen Moment ihres Lebens mit dem Geschicke haderte, das sie, statt zur Gräfin oder Marquise, zu einer einfachen Jägersfrau bestimmte. Um ihrer selbst willen zürnte sie niemals Mories rachesüchtigem Beginnen, denn, sagte sie, einen Blick voll Dank auf ihr ungetrübtes, häusliches Glück werfend:

„Wer weiß, ob mir auf der Höhe des Lebens ein solches geblüht hätte!“

Der Förster und der vom Bräutigam zum Vater avancirte Medikus erfreuten sich bis in ihr höchstes Alter der heranblühenden Enkel, welche ihnen Antons und Annettens Liebesglück, blond und schwarz gelockt, zur verjüngenden Freude in die alternden Arme legte. Doch die frohesten Tage im Forsthause waren immer die, wenn die liebe Pflegetochter des-

selben, Wilhelmine mit Mann und Kindern kam, und die hellen Stimmen der kleinen Nachkömmlinge gemeinsam in fröhlichem Jubel unter den Zweigen des schön geschmückten Christbaumes erschallten.

Druck von Friedrich Andrä in Leipzig.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig in Leipzig.

Romane, Erzählungen und Novellen.

Benedix, R., Bilder aus dem Schauspielerleben. 2. Ausg. 1850. 2 Bde. 8. geh. Preis 1 Thlr.

Boas, Ed., In Skandinavien. Nordlichter. 1845. 8. geh. Preis 20 Ngr.

Gundling, Jul., Fes und Tschako. Soldatengeschichten. 1859. 8. geh. Preis 1½ Thlr.

Gundling, J., Advokat Schnobeles. Eine Geschichte aus dem Alltagsleben. 1859. 2 Bde. 8. geh. Preis 2½ Thlr.

Hauser, M., Aus dem Wanderbuche eines österreichischen Virtuosen. Briefe aus Californien, Südamerika u. Australien. 1859. 2 Bde. 8. geh. Preis 2¼ Thlr.

Horn, U., Böhmische Dörfer. Novellen. 2. Ausgabe. 1850. 2 Bde. 8. geh. Preis 1⅔ Thlr.

Kapper, S., Herzel und seine Freunde. Federzeichnungen a. d. Schulleben. 2. Aufl. 1853. 2 Bde. 8. geh. 1⅔ Thlr.

Kapper, S., Südslavische Wanderungen im Sommer 1850. 2. Aufl. 1853. 2 Bde. 8. geh. Preis 1⅔ Thlr.

Kompert, L., Aus dem Ghetto. Geschichten. 2. Aufl. 1850. 8. geh. Preis 1⅔ Thlr.

Meißner, Alfr., Die Sansara. Roman in 4 Bänden. 2. verb. Aufl. 1859. 8. geh. Preis 2½ Thlr.

Meißner, Alfr. Am Stein. Ein Skizzenbuch vom Traunsee. 1853. 8. geh. Preis 1 Thlr.

Meißner, Alfr., Durch Sardinien. Bilder von Festland u. Insel. 1859. 8. geh. Preis 1⅓ Thlr.

Niendorf, E., Lenau in Schwaben. Aus d. letzten Jahrzehnt seines Lebens. Supplement zu Lenau's Dichtungen. 2. Aufl. 1855. 8. geh. Preis 1 Thlr.

Nordmann, Joh., Aurelie. Ein Roman. 2. Ausg. 1850. 2 Bde. 8. geh. Preis 1⅔ Thlr.

Dreizehn. Ein Cyclus von Novellen. 1843. 3 Bde. gr. 8. geh. Preis 1 Thlr.

Novellen-Album. 1842. 3 Bde. gr. 8. geh. Pr. 1 Thlr.

Novellen-Kränze. 1844. 2 Bde. gr. 8. geh. Preis 20 Ngr.

Novellen-Bibliothek. 1844. 2 Bde. gr. 8. geh. 20 Ngr.

Novellen-Sammlung. 1844. 2 Bde. gr. 8. geh. 20 Ngr.
Pichler, Louise, Friedrich von Hohenstaufen, der Einäugige. Histor. Roman. 1853. 3 Bde. 8. geh. Preis 2½ Thlr.
Pichler, L., Der letzte Hohenstaufe. Histor. Roman. 1855. 3 Bde. 8. geh. Preis 3½ Thlr.
Pichler, L., Heinrich des Vierten Vermählung mit Bertha von Susa. Histor. Roman. 1856. 2 Bde. 8. geh. Preis 2½ Thlr.
Pichler, L., Aus böser Zeit. Vaterländischer Roman aus dem 30jährigen Kriege. 1859. 3 Bde. 8. geh. Preis 3 Thlr.
Pichler, L., Vergangene und vergessene Tage. Historischer Roman aus der Zeit der Befreiungskriege. 1860. 8. geh. Preis 1½ Thlr.
Rank, Jos., Florian. Erzählung. 1852. 2 Bde. 8. geh. Preis 1⅔ Thlr.
Rank, J., Schön-Minnele. Erzählung. 1855. 2 Bde. 8. geh. Preis 1⅔ Thlr.
Rank, J., Die Freunde. Erzählung. 1855. 2 Bde. 8. geh. Preis 1⅔ Thlr.
Stein, Paul, Aus dem schwäbischen Volksleben. Novellen. 2. Aufl. 1859. 8. geh. Preis 1 Thlr.
Stein, P., Das Haus der Hofräthin. Ein Familiengemälde. 1859. 2 Bde. 8. geh. Preis 2½ Thlr.
Stein, P., Der letzte Churfürst von Mainz. Histor. Roman aus dem Ende des vor. Jahrhunderts. 1859. 3 Bde. 8. geh. Preis 3½ Thlr.
Traun, Jul. v. d., Südfrüchte. Novellen. 1848. 2 Bde. 8. geh. Preis 1⅔ Thlr.
Traun, J. v. d., Oberösterreich. Ein Skizzenbuch. 1848. 8. geh. Preis 1½ Thlr.
Wartenburg, K., Die Väter der Stadt. Roman in 3 Bänden. 1859. 8. geh. Preis 3 Thlr.
Wickede, Jul. v., Preußische Husaren-Geschichten. Erinnerungen a. d. Jahren 1806—15. Volks-Ausgabe. 1854. 3 Bde. 8. geh. Preis 2 Thlr.
Wickede, Jul. v., Die Soldaten Friedrichs des Großen. 2. Ausg. 1858. 4 Bde. 8. geh. Preis 2 Thlr.

Diesem Werke wurde in Preußen die goldene Ehrenmedaille zuerkannt!

C.W

II pag 135
III " 215.